

Mitropa 2016

Jahresheft des
Geisteswissenschaftlichen Zentrums
Geschichte und Kultur
Ostmitteleuropas (GWZO)



Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig



Umschlag Detail aus einem Wandmosaik im Kollektivhaus von Litvínov, von dem in der Rubrik »Journal« ab S. 42 zu lesen ist.

Das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, deren Projektstruktur es erzwingt, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Und mobil sind schließlich die Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den ostmitteleuropäischen Archiven, Grabungsstätten und Museen pendeln, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof« arbeiten.

Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft signalisiert Bewegung und Vernetzung; es steht für historischen Wandel wie Kontinuität.

1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik des Forschungsspektrums, dem sich das GWZO seit 1996 widmet: Geschichte und Kultur der Landstriche zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart, der immer wieder neu zu erkundenden, neu zu unseren Europa-Imaginationen beitragenden Geschichtsregion »Ostmitteleuropa«.

2 Editorial

Mit eigenen Augen

4 Ikone der Eisenbahnreise

100 Jahre Mitropa

STEPHAN KRAUSE

Leseproben

8 Eine mittelalterliche Willkommenskultur?

Das östliche Europa als Migrationsraum für »Gäste«

CHRISTIAN LÜBKE

14 Repräsentation durch Siegeszeichen

Schwedische Machtszenierung im Großen Nordischen Krieg

JOANNA KODZIK

19 Zitierte Geschichte

Von filmischen und architektonischen Wiedergängern

ROBERT BORN

25 Der Mitropa-Pokal

Wie der professionelle Fußball Mitteleuropa neu vermaß

DIRK SUCKOW

31 Staaten als Opfer, Staaten als Täter

Das Attentat von Marseille 1934 und seine völkerrechtlichen Folgen

DIETMAR MÜLLER

37 Der Balkan in Bunzlau

Die Vertreibung der Polen aus Bosnien 1946 und ihre Ansiedlung in Bolesławiec

STEFAN TROEBST

Journal

42 Schmiede des sozialistischen Menschen – Das Kollektivhaus von Litvínov

ARNOLD BARTETZKY

Fundstücke

49 Pax vivat – Es lebe der Friede

STEFAN HERFURTH

52 Wer hat an der Uhr gedreht?

CHRISTIAN GANZER

54 Karel Gott und Babička

MATTEO COLOMBI

57 Die Sopron Division

ZSÓFIA TURÓCZY

Wissenschaft & Öffentlichkeit

60 Öffnet die akademischen Netzwerke!

CHRISTIAN SCHWÄGERL/ISABELLA LÖHR

61 Wider eine provinzielle Geschichtspolitik

STEFAN TROEBST

64 Ausstellungskalender 2016/17

Forschung 2015

66 Ziele

67 Ansätze

69 Oskar-Halecki-Vorlesung

70 Projekte

72 Veranstaltungen

74 Publikationen

76 Abbildungsnachweise
Impressum

Editorial

Mitropa steht für Bewegung und Vernetzung. Dynamik und Beweglichkeit nehmen wir auch für unseren Untersuchungsgegenstand in Anspruch, für »Ostmitteleuropa«, verstanden als eine dem historischen Wandel unterworfenen Raumkonstruktion. Deren historische Tiefe und kulturelle Ausprägungen zu erforschen, hat sich das Leipziger Geisteswissenschaftliche Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) zur Aufgabe gemacht.

Unter dem Schlagwort »Bewegung im Raum« reagieren wir in unserem diesjährigen Jahresheft auf aktuelle Diskussionen und Ereignisse, um sie ins Historische zu wenden, von den Debatten um Flüchtlinge, Vertreibung und Willkommenskultur über Fußball und seine Vermessung der Welt bis hin zu runden Geburtstagen. Darum steht »Mitropa« diesmal auch nicht nur außen auf dem Heft, sondern wird gleich zweimal selbst zum Thema.

Das 100. Gründungsjubiläum der unter diesem Namen bekannten Bewirtungs- und Beherbergungsgesellschaft bietet uns den willkommenen Anlass, mit einem Mitropa-Artikel zu eröffnen. In den Goldenen Zwanzigern Synonym für rollenden Luxus auf Schienen, später Inbegriff »sozialistischer Gastlichkeit« und heute längst abgewickelt, hat die Mitropa nicht nur im

Namen unseres Jahresheftes Spuren hinterlassen. Einigen von ihnen ist Stephan Krause »mit eigenen Augen« gefolgt.

Sportereignisse, insbesondere wenn es um Fußball geht, können den Raum, der unsere Untersuchungsregion ausmacht, ebenso kartieren, wie es Verkehrswege tun, dies zeigt Dirk Suckow in der Rubrik »Leseproben«. In seinem Artikel zum Mitropa-Pokal, dem ersten bedeutenden europäischen Vereinspokalwettbewerb, beleuchtet er die Geschichte dieser zwischen 1927 und 1940 ausgetragenen Konkurrenz. Gestützt auf den Profifußball der mitteleuropäischen Kernländer wurde dieses faszinierende Massenergebnis zum Vorläufer des späteren Europacups und der heutigen Champions League.

Christian Lübke nimmt in seiner »Leseprobe« die aktuelle Debatte um Willkommenskultur zum Anlass, der Bedeutung von Gastfreundschaft gegenüber Fremden in der Geschichte nachzugehen. Er verfolgt, ausgehend vom Beispiel des mittelalterlichen Ungarns, das Bedeutungsspektrum von »Gast« und zeigt, wie Usus und Staatsräson damals immer wieder auch auf den Nutzen der Fremden für die aufnehmende Gesellschaft setzten. Allerdings ging es auch damals nicht konfliktlos zu und nicht jeder Ankömmling war gleich willkommen.

Noch eine dritte »Leseprobe« sei hier angeführt: Mit ungewöhnlichen Migrationswegen befasst sich Stefan Troebst. Sein Beispiel einer Gruppe von polnischen Siedlern, die im ausgehenden 19. Jahrhundert in die habsburgisch verwaltete Provinz Bosnien gekommen waren und deren Nachkommen nach 1945 erneute Vertreibung und schließlich »Repatriierung« im polnischen Bolesławiec (deutsch Bunzlau) erlebten, beleuchtet eines der vielen Kapitel von erzwungener Migration um die Mitte des 20. Jahrhunderts.

In der Rubrik »Fundstücke« nimmt Zsófia Turóczy eine ungewöhnliche Gedenkstätte in Budapest zum Anlass, dem Schicksal einer ungarischen Hochschulgruppe nachzugehen, die im Zuge der Fluchtwelle von 1956 geschlossen nach Kanada emigrierte und dort Geschichte schrieb. Die Aufmerksamkeit und Solidarität, die der sogenannten *Sopron Division* seitens der



kanadischen Gesellschaft entgegengebracht wurde, hatte positive Veränderungen in der Einwanderungspraxis des Landes zur Folge.

Mit diesen Schlaglichtern und den weiteren Ihrer Lektüre anempfohlenen Artikeln wollen wir Ihnen auch diesmal aktuelle Einblicke in unser laufendes sechsjähriges Forschungsprogramm »Ostmitteleuropa zwischen antiken Traditionen und europäischer Integration« geben. In diesem seit 2014 am GWZO eingerichteten Programm werden historisch-kulturelle Phänomene Ostmitteleuropas in einer anderthalb Millennien umfassenden Langzeitperspektive von Historikern, Archäologen, Namenkundlern, Kunsthistorikern, Literatur- sowie Kulturwissenschaftlern untersucht – Phänomene in der Region, in Wechselbeziehungen mit den Nachbarregionen sowie im Prozess der Globalisierung.

Wie üblich werfen wir zudem unter der Rubrik »Forschung« einen Blick zurück auf das vergangene Forschungsjahr, seine Höhepunkte, Veranstaltungen und Ergebnisse. Das Jahr 2015 hat die Einrichtung eines Sonderforschungsbereichs an der Universität Leipzig mit sich gebracht, an dessen Beantragung das GWZO gemeinsam mit dem Institut für Länderkunde, einer in Leipzig ansässigen Forschungseinrichtung der Leibniz-Gemeinschaft, beteiligt ist. Die festliche

Eröffnung des Sonderforschungsbereichs »Verräumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen« haben wir unlängst im Rahmen der gemeinsam mit dem Centre for Area Studies der Universität Leipzig veranstalteten Ringvorlesung *Räume der Migration. Das östliche Europa im Vergleich* gefeiert. Erfolgreich war auch die Antragstellung für den Leibniz-WissenschaftsCampus »Eastern Europe – Global Area« an der Universität Leipzig, an der sich das GWZO und weitere außeruniversitäre Leipziger Forschungseinrichtungen beteiligen. Ganz besonders in Bewegung gehalten haben uns im letzten Jahr aber die Vorbereitungen für die Aufnahme des GWZO in die Leibniz-Gemeinschaft, für die inzwischen die Weichen gestellt sind. Jetzt bleibt nur noch auf das »grüne Licht« zu warten, um weiter »beweglich«, »dynamisch« und in der Wissenschaftslandschaft gut »vernetzt« unserem Forschungsauftrag nachzugehen. Wir werden ganz sicher in den nächsten Ausgaben von *Mitropa* davon berichten.



CHRISTINE GÖLZ



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Ikone der Eisenbahnreise

100 Jahre Mitropa

STEPHAN KRAUSE

Wer heute im Schlafwagen der tschechischen JLV (Jídelní a lůžkové vozy – Schlaf- und Speisewagen-gesellschaft) zum Beispiel nach Budapest reist, schläft vielleicht auf einem Laken mit eingewebtem Mitropa-Schriftzug. **Abb. 1** Mitropa aber ist weit mehr als ein abgewetzter *brand name*. **Abb. 2** In der Geschichte des Reisens und der Eisenbahn bezeichnet Mitropa eine Institution des Reisens auf Schienen, ein Objekt gebrochener wie nostalgischer Erinnerung und den Maßstab für »Service im Zug«. **Abb. 3**

Der Schriftzug mit dem spitzhöckerigen »M« und das Mitropa-Logo – nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Deutschen Reichsbahn (DR) ohne Adlerkopf und mit mehrspeichigem Rad – stehen für eine erfolgreiche Konkurrenzgründung im mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagenverkehr, die sich gegen die französisch-belgische Compagnie Internationale des Wagons Lits (CIWL/ISG) wandte. **Abb. 4**

Im September 1916 waren die Gründungsverhandlungen zwischen den deutschen, österreichischen und ungarischen Staatseisenbahnen und den finanzierenden Banken abgeschlossen, so dass am 24. November 1916 die erste Hauptversammlung der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft (MSG) stattfinden konnte, der Mitropa. Von 1921 an erscheint

Abb. 1 Bis in die 1990er Jahre in Schlaf- und Liegewagen verwendete Bettwäsche

Abb. 2 Spuren, Leipziger Hauptbahnhof, 2016





Abb. 3 Werbung für Schlafwagenverbindungen, Kursbuch Internationaler Verkehr der DR, Jahresfahrplan 1989/90

die *Mitropa-Zeitung* mit wenigstens sieben Regionalausgaben. **Abb. 5** Ab 1927 steht der Name Mitropa auch für die prominente Förderung des mitteleuropäischen Fußballs. Die Mitropa ließ sich im nationalsozialistischen Deutschland gleichschalten, und sie schloss jüdische Menschen von der Fahrt im Schlaf- oder Speisewagen aus. Mitropa benennt die Fortexistenz einer Aktiengesellschaft

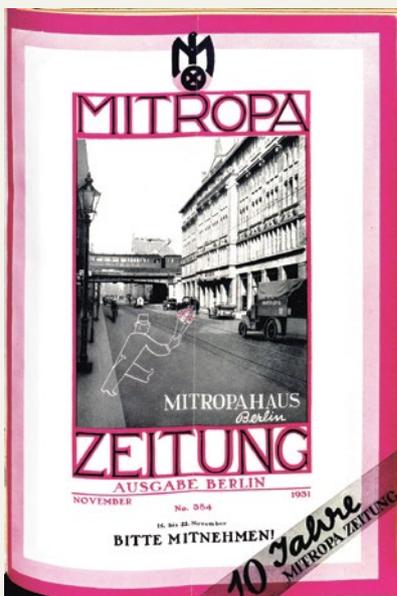
in der DDR, deren Waggon die Fernzüge der DR nach 1949 prägten **Abb. 6** und deren Restaurants in Bahnhöfen, auf Flugplätzen und auf Autobahnraststätten zu finden waren. **Abb. 7** Leipzig hatte die größte Mitropa der DDR. Der Verschleuderung der deutschen Eisenbahnen in den Privatisierungen der 1990er Jahre folgte das Ende der Mitropa. Das diesjährige 100. Jubiläum findet ohne Jubilarin statt.

Abb. 5 Titelblatt der *Mitropa-Zeitung* (Ausgabe Berlin) mit dem Hauptsitz in Berlin-Mitte, 1931

Dennoch steht der Name Mitropa für *die* Kultur der Eisenbahnreise. »In die Mitropa« zu gehen, hieß, den Speisewagen oder die Bahnhofsgaststätte aufzusuchen. **Abb. 8** Als akronymische Firmenbezeichnung

Abb. 4 Mitropa-Speisewagen Nr. 1108, Bauart WR4ü (Baujahr 1936), beim Internationalen Speisewagentreffen im Budapester Vasúttörténeti Park (Eisenbahnmuseum), 2009

Abb. 6 Mitropa-Schlafwagen, Bauart WLABme (OSShD, Görlitz, Baujahr 1970) im D 1307 »Spree-Alpen-Express«, 1981



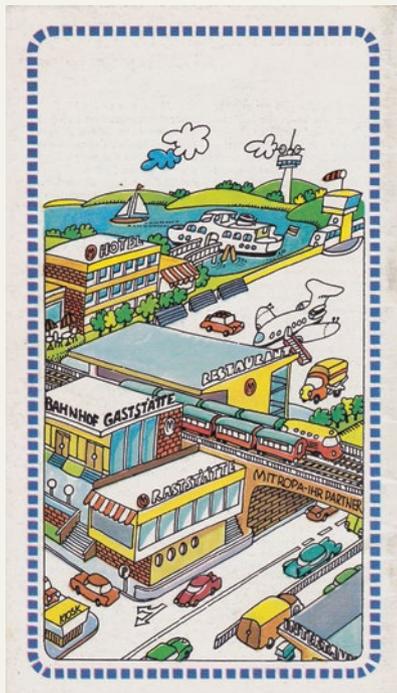


Abb. 7 Mitropa-Eigenwerbung auf dem Rückumschlag des Tourex-Reiseführers, 1983

geboren, verselbständigte sich das Wort zum semantisch weiteren Inbegriff für Gastlichkeit während einer Reise. Dies kehrt ironisch noch in Goetropa (aus Goethe und Mitropa) wider, dem einstigen Namen des Germanisten-Cafés an der Freien Universität Berlin.

Der Name Mitropa verweist auf den geopolitischen Raum (Ost-)Mitteleuropa, in dem das Unternehmen agierte. Es war eine Gründung der Mittelmächte, die durch die Mitropa auf den hochwertigen Reisezugverkehr zugriffen. Mitteleuropa durch die Mitropa befahren zu lassen, war ein wirtschaftspolitischer Akt, die Ausweisung eines Herrschaftsraums durch das Mitropa-Streckennetz. In der Schlussniederschrift zur Gründung der Mitropa vom 23. September 1916 heißt es:

»[Es] entspricht [...] dem Wunsche der deutschen, österreichischen und ungarischen Staatseisenbahn-Verwaltungen, daß die MSG ihre Tätigkeit tunlichst auf das weitere Mitteleuropa und insbesondere den Balkan erstreckt.«



Abb. 8 Mitropa-Speisewagen der Bauart WRm 130 (Bautzen, Baujahr 1984) im IC 535 »Käthe Kollwitz«

STEPHAN KRAUSE ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im GWZO-Projekt »Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas« und forscht zum Werk von Sándor Petöfi. Er ist Hungarologe, Germanist, Romanist, Eisenbahnreisender. 2016 erscheint bei Kijarat (Budapest) auf Ungarisch »Das Wesentliche ist das erneut verwendete Material«. Richard Wagners Präsenz und Rezeption in Ungarn.



Abb. 11 Mitropa-Kaffeetasse (Serie »Donna«/Schönwald, ab 1990) und Mokkatasse (Systemgeschirr »Rationell«, ab ca. 1970)



Abb. 9 Mitropa-Schlafwagen, Bauart WLABme (OSShD, Görnitz, Baujahr ab 1970), am Schluss des IEx 73 »Metropol«, 1990

So war der Balkan-Zug seinerzeit ein Gegenprojekt zum Orient-Express ab Paris. Der Zuglauf Berlin Anhalter Bahnhof bzw. Berlin Stadtbahn—Prag—Pressburg/Wien—Budapest—Belgrad—Sofia—Konstantinopel mit gleich drei Flügelzügen durchmaß jenen Raum. Mit Mitropa-Schlaf- und Speisewagen verkehrten bis in die 1990er Jahre rund fünfzehn Zugpaare auf ähnlichen Relationen. Von Berlin, z. T. auch von Leipzig, waren Städte

wie Prag, Bratislava, Budapest, Belgrad, Bukarest, Warna, Sofia umsteigefrei erreichbar. **Abb. 9, 10** Heute verbindet der Euronight »Metropol« Berlin, Warschau und Krakau mit Wien und Budapest, wobei die Flügelzüge sich nachts in Břeclav treffen und neu zusammengewürfelt werden – ohne Mitropa. Ihre Relikte aber reisen weiter. **Abb. 11, 12**



Abb. 10 Modellbahnwaggon Bauart WLABm (OSShD, Hersteller: VEB Prefo Dresden) der Mitropa, 2016



Abb. 12 Logo der Mitropa vor dem Zweiten Weltkrieg. Historischer Speisewagen bei der Eröffnung des Berliner Hauptbahnhofs, 2006

geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gastwissenschaftlern zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

CHRISTIAN LÜBKE

Eine mittelalterliche Willkommenskultur?

Das östliche Europa als Migrationsraum für »Gäste«

Europa ist ein Kontinent, der aktuell durch Migration geprägt wird: Migration als Folge von Krieg und Zerstörung, von Flucht und Vertreibung, als Motiv für die Suche nach Sicherheit und einem besseren Leben. Migration ist aber, ebenso wenig wie die weltweite Globalisierung, keine auf die Gegenwart beschränkte Erscheinung. Ganz im Gegenteil sind diese beiden in Politik und Wissenschaft gegenwärtig intensiv diskutierten Phänomene Bestandteile der Geschichte der Menschheit, die man auch als eine Geschichte der Migration interpretieren kann. Schließlich würde es ohne die Zuwanderung des *homo sapiens* aus Afrika den europäischen Menschen gar nicht geben.¹ Und auch die Beschäftigung mit der vergleichsweise viel jüngeren Epoche der späten Antike und des frühen Mittelalters offenbart Migrationsphänomene in beträchtlicher Dichte: Man denke nur an die (vermeintliche) »Völker-

wanderung«, an die Verbreitung der Slawen über den Osten Europas aus ihrer (vermuteten) »Urheimat« heraus, an das plötzliche Auftauchen kriegerischer Nomaden aus Innerasien wie jenes der Avaren und Mongolen, oder an die »Landnahme« der Ungarn.

Ungarn als »Gastland«

Den Ungarn ist auch ein schriftlich überliefertes historisches Zeugnis zu verdanken, dessen Botschaft nahezu wörtlich auf die Gegenwart übertragbar zu sein scheint, erinnert sie doch an solche aktuellen Schlagworte wie Willkommenskultur (»refugees welcome«) und Multikulturalität (»Multikulti«). Es geht um das sechste Kapitel der schriftlichen *Ermahnungen*, die der erste König Ungarns, der hl. Stephan, an seinen Sohn Emmerich richtete. Darin heißt es:



Abb. 1 Der St. Petersburger Kaufhof *Gostinnyj Dvor*. Postkarte, um 1910

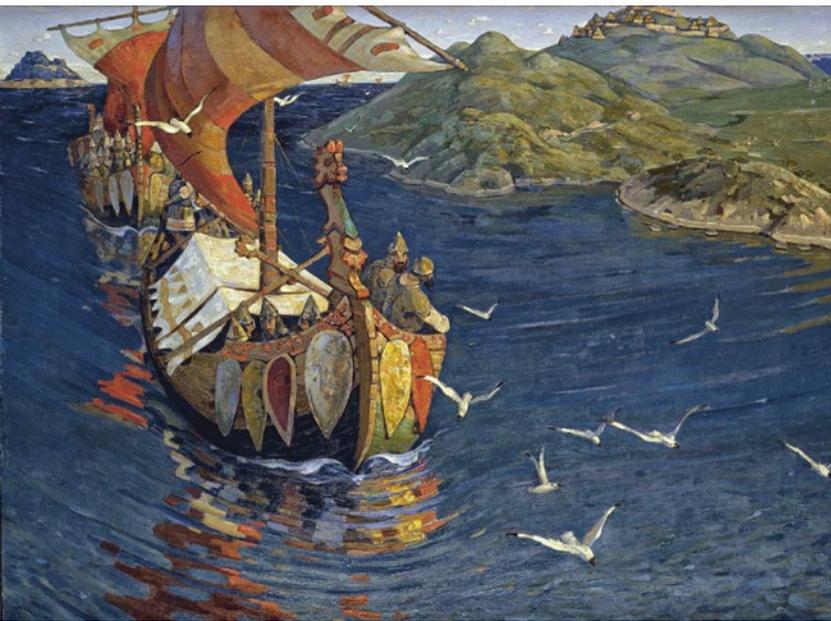


Abb. 2 Nikolaj Rerich, »So groß ist der Nutzen der Gäste und der Fremden, dass er als die sechste der königlichen Würden erachtet werden kann. [...] Wie nämlich die Gäste aus unterschiedlichen Regionen und Provinzen kommen, so unterschiedlich sind auch die Sprachen und Sitten, und sie führen verschiedene Schriften und Waffen mit sich, die das ganze Königreich zieren und den Prunk des Hofes vergrößern sowie die Ausländer von Angebereien abhalten. Für uns ist ein Reich mit (nur) einer Sprache und einer Sitte schwach und zerbrechlich. Darum gebiete ich dir, mein Sohn, dass du sie gutwillig versorgst und in Ehren hältst, damit sie lieber bei dir leben, als irgendwo anders zu wohnen.«²

Für die ungarischen Historiker József Lászlóvszky und András Kubinyi ist Stephans Lob auf die Gäste zusammen mit der Erkenntnis, dass »das spätere Königreich Ungarn ein Schnittpunkt verschiedener Kulturen und Herrschaftszentren« war, in dem sich »viele Gruppen mit unterschiedlichem religiösen und kulturellen Hintergrund« niederließen und »in die Gesellschaft und Kultur der Madjaren integriert« wurden, eine Basis für die Charakterisierung des damaligen Ungarn als ein »Gastland«. Das zitierte Kapitel offenbart jedenfalls, dass in dem »Gast« (lateinisch *hospes*) mehr zu verstehen ist als bloß der einzelne, individuelle Gast, den der Gastgeber empfängt – und viel mehr auch als die Gäste in einer Gaststätte, einem Gast- oder Gästehaus. Aus deutscher Sicht könnte man vielmehr an die »Gastarbeiter« der 1960er und 1970er

Jahre in der Bundesrepublik Deutschland denken, die als Arbeitskräfte für die damals boomende Wirtschaft benötigt wurden und deshalb willkommen waren.

Gast bedeutet nicht gleich Gast

Was sich in allen europäischen Sprachfamilien andeutet, ist ein breites Bedeutungsspektrum des Gastbegriffes. Ein plakatives Beispiel ist ein berühmtes Gebäude des 18. Jahrhunderts am Nevskij Prospekt in St. Petersburg, der *Gostinnyj Dvor*. Wörtlich übersetzt handelt es sich um einen »Gast-Hof«, der aber in der Realität ein Kaufhof oder Kaufhaus ist und dessen Name auf die uralte Verwendung des »Gast«-Begriffes für einen Fernkaufmann hinweist.^{Abb. 1} In der Kiewer Rus, dem mittelalterlichen Vorläufer der heutigen ostslawischen Staaten, erscheint der »Gast« (altrussisch *gost'*) in dieser Bedeutung schon im 10. und 11. Jahrhundert, so in einem Handelsvertrag zwischen dem Kiewer Fürsten Igor und den byzantinischen Kaisern, in denen die »Gäste« bzw. die mit dem Handel beauftragten Kaufleute zum Jahr 945 neben den Gesandten des Fürsten genannt werden. Die *gosti* der Liste des Handelsvertrages von 944/45 sind nach Ausweis ihrer Namen nahezu alle Rus-Waräger, also Skandinavier und damit Migranten.^{Abb. 2} Der Grad ihrer Integration in die damals im Entstehen begriffene, aus verschiedenen Ethnien zusammenwachsende Kiewer Rus ist allerdings schwer festzustellen.

Wie das rund ein Jahrhundert später kodifizierte Russische Recht (*Rus'kaja Pravda*) erkennen lässt, korreliert der Gebrauch des Gast-Begriffes offenbar mit dem Aspekt der Fremdheit, der die so benannten Kaufleute auszeichnete. Die erweiterte Redaktion der *Rus'kaja Pravda* verstand nämlich unter einem *gost'* (*gospod'*) einen Kaufmann »aus einer anderen Stadt oder einen Ausländer« (*izъ inogo goroda ili cužezemec*) und hob ihn von den »Einheimischen« (*domašni*) ab.

Besonders aufschlussreich für die historische Semantik von »Gast« ist die Entwicklung im Lateinischen. An ihrem Anfang stand dort nicht das Wort *hospes*, das man in den lateinischen Quellen des Mittelalters findet, sondern – abgeleitet von indoeuropäisch *ghosti* – *hostis* in der ursprünglichen

Bedeutung »Fremder« im Sinne von »Gast«. Im 5.–2. Jahrhundert vor Christus durchlief *hostis* dann einen Bedeutungswandel hin zu »Fremder« im Sinne von »Feind«. Deswegen war eine Neuschöpfung notwendig: *hospes*, ein Wort, das sich etymologisch aus den Bestandteilen **ghosti-pot-s* zusammensetzt und »Fremder-Herr« bzw. »Gast-Herr« meint, und zwar im Sinne von »Gast-Freund«, womit sowohl Gast wie Gastgeber bezeichnet wurden. In anderen Sprachen blieb dagegen der ursprüngliche Sinn von **ghosti* erhalten, so im Altnordischen, im Deutschen und im Slawischen. Im Slawischen ist allerdings auch eine Parallelschöpfung zum Lateinischen zu beobachten, das Kompositum **ghosti-pot-s* in der Form *gospod'*, das allerdings »Herr, Herrgott« meint. ^{Abb. 3}

In diesem Zusammenhang sei an die Bedeutung des »Gastes« in der Mythologie und an die Sakralität des Fremden erinnert, die allgemein als eine Grundlage von Gastfreundschaft erachtet wird. Erfahrungsgemäß ist gerade die Gastfreundschaft bei den Slawen bis heute stark ausgeprägt. Für das Mittelalter spiegelt sich dies am deutlichsten in der ältesten Chronik Polens wider, die Gallus Anonymus zu Beginn des 12. Jahrhunderts schrieb. Er überlieferte eine Erzählung um Wunder wirkende fremde Gäste, die bei dem armen Piast, dem Ahnherren der Fürsten Polens, überaus freundlich aufgenommen und bewirtet werden. Dem polnischen Historiker Jacek Banaszkiwicz kommt das Verdienst zu, das Gast-Motiv als grundlegendes Element der Berufungslegenden des östlichen Europa herausgearbeitet zu haben. In ihnen steht eine vollständige Änderung der Lebensbedingungen der Gemeinschaft in engem Zusammenhang mit einem Helden, der als Gast und Fremder mysteriöse Macht und göttliche Sakralität verkörpert, der einen Wert vermittelt, an dem es der Gemeinschaft bis dahin mangelt, und der sich meist durch Heirat mit dem lokalen Herren verbindet, so dass *ex hospite gener* die Reihe der königlichen Herrscher entsteht. Elemente dieses Motivs sind auch bei dem böhmischen Chronisten Cosmas von Prag zu finden – dabei geht es um die Verbindung des aus einer fremden Gruppe stammenden Urvaters der Přemysliden, Přemysl, mit der Wahrsagerin Libuše. In der polnischen Chronik des Magisters Vincentius ist dieses Motiv in der Herrschaftsübernahme des Gracchus bei den Krakauern erkennbar.³

Abb. 3 Der Gastbegriff in den europäischen Sprachfamilien



Ob aber auch im Alltag die Gastfreundschaft vorbehaltlos gegenüber allen Bevölkerungskategorien galt, also auch gegenüber den Schwachen und Armen, darf bezweifelt werden. Spätestens mit dem Anwachsen der Mobilität, mit der Entwicklung von Handelswegen und frühstädtischen Zentren, ist mit einer größeren Zahl von Bedürftigen zu rechnen, die auf Almosen angewiesen waren. Für sie forderten, ebenso wie im Westen, die Repräsentanten der christlichen Kirche Barmherzigkeit und Fürsorge in Form der *hospitalitas*, die sie als eine Tugend der Fürsten propagierten. Bei Cosmas von Prag wird dieses Motiv in der Charakterisierung bedeutender Personen der Geschichte Böhmens sichtbar.⁴ Und der russische Fürst Vladimir Monomach legte seinen Söhnen die Barmherzigkeit gegenüber Armen, Witwen und Waisen nahe sowie die Ehrerbietung gegenüber »dem Gast, woher er auch zu euch kommen mag, sei er ein einfacher Mann, ein Vornehmer oder Gesandter«.⁵

Der nützliche Gast

Im Unterschied zu dieser religiös begründeten *hospitalitas* machten die Belehrungen für den ungarischen Thronfolger Emmerich gewissermaßen Staatsräson geltend. Ziel dieses Textes war es nämlich, die Nützlichkeit von Gästen für den Staat (*regnum*) zu propagieren. In dieser Tendenz folgten bald die Stephanslegenden, von denen die »große« (vor 1083

geschrieben) schon die Weitsicht Gézas, also Stephans Vater, rühmte, der den Befehl gab, »alle Christen, die in seine Provinz ziehen wollten, mit Gastfreundschaft zu empfangen und ihnen Sicherheit zu gewähren«. Die um das Jahr 1100 entstandene »kleine« Stephanslegende sagte dem heiligen König nach, er habe die Missachtung des Gastrechts äußerst streng geahndet. Ungarische Krieger nämlich, die Pečenegen (d. h. Heiden) ausgeraubt hätten, als diese mit königlicher Erlaubnis aus Bulgarien einwanderten, ließ Stephan »überall an den Straßen zu zweit« aufknüpfen, also demonstrativ an den Wegen der zuwandernden »Gäste«. Diese Pečenegen können übrigens als »Gäste mit Waffen« angesehen werden. Die ungarischen Könige beschäftigten sie als Grenzwächter, so wie die Szekler in Siebenbürgen, mohammedanische Chalizen (Chorezmier) und weitere fremde, zugewanderte Gruppen.

Mit guten Gründen legt der ungarische Historiker György Györffy den Beginn der ungarischen Gäste-Tradition in die Zeit um die Jahrtausendwende, das heißt in die Regierungszeit König Stephans. Der entführte Kriegsgefangene (*captivus*), der in der »barbarischen« Zeit noch für die gewaltsame Beschaffung fremder Fachleute gestanden hatte, wurde nun abgelöst durch den *hospes*, der eine vergleichsweise »zivilisierte« Epoche bezeugt. In den erwähnten

erzählenden Quellen sah Györffy die Bestätigung dafür, dass auch den Zeitgenossen bewusst war, »dass der *hospes* in alle Schichten der Gesellschaft einen neuen Zug und neues Leben brachte«. Bei diesen *hospites* handelte es sich aber bei Weitem nicht nur um solche, die »mit Waffen und Schriften« kamen, sondern auch um Siedler, die halfen, das Land zu erschließen und dabei

neue Produktionsformen anwandten. Später wurde der Gast-Begriff auch auf die Bürger der neu gegründeten Städte ganz Ostmitteleuropas übertragen.

Dass Individuen bereits um die Jahrtausendwende ihr Glück in Ungarn suchten, belegt eine Nachricht aus dem Rheinland, wo ein Freier namens Anselm plante, nach Ungarn zu gehen (»Anselmus liber ex liberis genitus in Hungariam ire disponens«). Um das notwendige Kapital zu erhalten, das er dann vielleicht zu Handelszwecken einsetzte, bezog er durch den Verzicht auf ein Lehen 12½ Mark von der Abtei Stablo.⁹

Spezialisten werden ins Land gerufen

Schon im Jahr 996 gab die damals geschlossene Ehe zwischen dem ungarischen Thronfolger und baldigen König Stephan und Gisela, der Tochter des bayerischen Herzogs Heinrich (II.), im Grenzland zu Bayern das Signal für die Anwerbung von Siedlern, die aus Bayern stammten. Allerdings ging es damals noch nicht um die Aufsiedlung von Einöden oder unbewohnten Grenzgebieten, die erst im weiteren Verlauf des Mittelalters im Rahmen des großen Landesausbaus planmäßig in Angriff genommen wurde. Vielmehr war die Sicherstellung einer vielseitigen landwirtschaftlichen Produktionspalette für die königlichen Höfe beabsichtigt, und zu diesem Zweck wurden Spezialisten aus anderen Gebieten herbeigeholt. ^{Abb. 4} In der Folge entstanden eine Reihe von Siedlungen, deren Namen aus Ethnonymen gebildet wurden, nämlich Ortsnamen wie *Németi* (*német* – »deutsch«), *Tóti* (*tót* – »wendisch, slawisch«) und *Horváti* (*horvát* – »kroatisch«) sowie in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts *Szász* (*Szászi* – »Sachsen«), *Borbánd* (ursprünglich Brabant), *Olasz* (*Olaszi* – »Wallonen, Lombarden«), *Cseh* (*Csehi* – »Tschechen«) und *Lengyel* (ursprünglich Lengyen – »Polen«) oder auch einfach (*Bodva*-)*Vendégi* (*vendég* – »Gast«). Die Bewohner dieser Dörfer verfügten jeweils über bestimmte mit ihrer Herkunft zusammenhängende Kenntnisse in der Landwirtschaft, und ebenso gaben auch handwerkliche Spezialisierungen den Anstoß zur Förderung ethnischer Gruppen wie etwa der im Schmiedehandwerk tätigen Chazaren.

Die Konzentration ethnischer Gruppen auf einzelne Siedlungen war in Ungarn also erwünscht, nicht aber ihre Assimilierung. Vielmehr bewahrten sie ihre bei der Einwanderung zugesicherte Sonderstellung

CHRISTIAN LÜBKE ist Direktor des GWZO und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig. Hier abgedruckt ist ein Auszug aus seinem Vortrag zur GWZO-Ringvorlesung im Sommersemester 2016, die unter dem Titel *Räume der Migration. Das östliche Europa im Vergleich* steht und eine gemeinsame Unternehmung mit dem neu eingerichteten SFB »Verräumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen« der Universität Leipzig ist.

Abb. 4 Deutsche Siedlung des Mittelalters im Königreich Ungarn



und pflegten die Erinnerung daran. Von den im Jahr 1230 bei Szatmárnémeti (heute Satu Mare, Rumänien) angesiedelten Deutschen war daher noch bekannt, dass sie einst »im Vertrauen auf die Königin Gisela nach Ungarn gekommen waren« (»in fide domine regine Keysle ad Hungariam convenisse«).¹⁰ Offenbar verfestigte sich in solchen geschlossenen Siedlungen das ethnische Bewusstsein sogar noch: Eine südlich von Bistritz (heute in Rumänien) gelegene Siedlung *Németi* empfanden deshalb die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts dort zuziehenden sächsischen und wallonischen Siedler als »Bayersdorf« (1332: *villa Bavarica*).¹¹

Nicht alle Nachrichten zeugen allerdings von einer Willkommenskultur des damaligen Ungarn. Demnach mussten Landfremde befürchten, nicht als »Gäste« aufgenommen, sondern versklavt zu werden. Davon war jedenfalls eine Gruppe von Mönchen betroffen, die um das Jahr 1010 mit päpstlicher Genehmigung unter Führung des hl. Romuald nach Ungarn aufgebrochen war und, als Romuald noch vor der Grenze einen Schwächeanfall erlitt und umkehrte, auf eigene Faust weiterzogen. Nach der Vita des Heiligen wurden einige von ihnen in Ungarn misshandelt, andere als Knechte verkauft.¹² Ein ähnliches Schicksal drohte allen Individuen beim Übertritt über die ungarischen Grenzen. Man stellte sie gesetzlich mit den innerhalb des Landes entlaufenen Sklaven (*servus profugus*) gleich und bezeichnete sie mit dem aus dem Slawischen entlehnten Begriff *uzbeg* (»Entlaufener«).¹³ König

Ladislav reklamierte per Gesetz sein Recht über sie: Man musste sie vor den König führen, unabhängig davon, ob sie sich bereits einem Grundherren unterstellt hatten. Ausgenommen hiervon wurde im Jahr 1075 die Abtei Garamszentbenedek nahe der Grenze zu Polen (heute Hronský Beňadik, Slowakei), die nämlich ausdrücklich das Recht erhielt, *vagi* und *profugi* (»Geflüchtete«) zu behalten und über sie »secundum consuetudinem Hungarorum« (»nach der Sitte der Ungarn«) zu urteilen. Györffy hat dies als Hinweis auf die Herkunft der Flüchtigen aus Mähren oder Polen gedeutet.¹⁴ Dörfer namens *Üzbég* und *Izbég* entstanden in der Nähe bischöflicher Höfe.

Es ist daher anzunehmen, dass die Ankunft von Zuwanderergruppen stets vorbereitet war, dass beispielsweise der Ort ihrer Ansiedlung bereits feststand. Doch selbst für die anerkannten, offiziell angeworbenen, »Gäste« war die Grenze zwischen persönlicher Freiheit und Unfreiheit fließend. So besagten die Gesetze aus der Zeit Stephans, dass *hospites* ihren Gastgeber (*nutritori*) nicht verlassen durften, solange sie gemäß vorheriger Vereinbarung von diesem versorgt wurden. Und wenn *Latini* Ungarn verlassen wollten, weil sie sich nicht nach den dort gültigen Fastenregeln richteten, mussten sie ihr im Land erworbenes Vermögen zurücklassen. *Hospites* konnten schließlich auch bei in Ungarn ansässigen Mohammedanern (Ismaeliten) und Juden arbeiten, die selbst aber nicht als »Gäste« behandelt wurden. Die durch König Kolo-

man vorgenommenen gesetzlichen Eingriffe in das Leben der Ismaeliten, wobei es sich um den Zwang zur verstreuten Ansiedlung und zur Verheiratung ihrer Töchter mit Ungarn handelte, waren nicht Ausdruck einer planmäßigen Politik gegenüber Andersgläubigen, sondern vielmehr ein situationsgebundenes Zugeständnis Kolomans an die durch Ungarn ziehenden Kreuzfahrer.¹⁵

Näheres über die Anwerbung von *hospites* im Ausland ist aus dem 11. Jahrhundert noch nicht bekannt, so dass man auf Vermutungen angewiesen ist. Spezielle Siedlungsunternehmer (*locatores*), wie sie uns seit dem 12. Jahrhundert im Siedelgeschehen begegnen, hat es wohl noch nicht gegeben. Doch haben *hospites* wohl gewöhnlich genügend Verpflegung, vielleicht auch eine Grundausrüstung, vom Grundherren erhalten, die ihnen das anfängliche Überleben nach der Übersiedlung sicherte. Die Initiative ging anfangs von den Königen und Bischöfen aus, die über ihre dynastischen Beziehungen oder auf kirchlich-institutionellem Wege im

Ausland den Wunsch nach Menschen verbreiten konnten, die über bestimmte Kenntnisse verfügten. In Ungarn kamen *hospites* für die Landwirtschaft deshalb in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts vorwiegend aus Bayern, in der zweiten hingegen – als die politischen Beziehungen dorthin gespannt waren und der bayerische Klerus sein Übergewicht verloren hatte – weiter aus dem Westen. Die gesellschaftlichen Eliten waren es gewöhnt, sich zur Deckung des höfischen Bedarfs gegenseitig auszuhelfen, wie zum Abschluss das Beispiel eines Bäckers dokumentieren soll, den der Magdeburger Erzbischof Hartwig um das Jahr 1086 auf Bitten König Vratislavs II. nach Prag schickte.¹⁶ Es handelte sich nicht um einen gewöhnlichen Bäcker, sondern um einen *cupidinarius*, um einen »Leckerbissenzubereiter«, der zwar nicht ausdrücklich als »Gast« bezeichnet wird, der aber dennoch plakativ das ganze Spektrum von Tätigkeiten aufzeigt, für das die Herren zu dieser Zeit ihre Spezialisten benötigten, die man – wenn zu Hause nicht verfügbar – eben aus der Ferne holte.

1 OLTMER, Jochen: Globale Migration. Geschichte und Gegenwart. München 2012, Kapitel 1: »Migrationsgeschichte als Menschheitsgeschichte«.

2 De institutione morum ad Emericum ducem. In: GYÖRFFY, György: Wirtschaft und Gesellschaft der Ungarn um die Jahrtausendwende. Wien–Köln–Graz 1983, 253–262, hier 259 f.

3 BANASZKIEWICZ, Jacek: Slavonic originis gentium: Hero the Law-Giver and Founder of Monarchy. In: Acta Poloniae Historica 60 (1989), 97–132. – DERS.: Slawische Sagen de origine gentis (al-Masudi, Nestor, Kadlubek, Kosmas) – dioskurische Matrizen der Überlieferungen. In: Mediaevalia Historica Bohemica 3 (1993), 29–58.

4 Die Chronik der Böhmen des Cosmas

von Prag. Hg. v. Bertold BRETHERL. Berlin 1955.

5 Povest' vremennych let – Die altrussische Nestorchronik. Hg. v. Reinhold TRAUTMANN. Leipzig 1939; Eintrag zum Jahr 1096.

6 Zitiert nach GYÖRFFY, György: König Stephan der Heilige. Budapest 1988, 73 f.

7 Schilderung der Episode bei GÖCKENJAN, Hansgerd: Hilfsvölker und Grenzwächter im mittelalterlichen Ungarn. Wiesbaden 1972, 16. – Auch GYÖRFFY (wie Anm. 6), 106 f., der aber feststellt, dass dies nicht ein tatsächliches Geschehen wiedergibt, da Pečenegen sich erst um 1048 in Bulgarien niederließen und weil das Hängen von Räufern erst aus der Zeit Ladislaus' I. bezeugt ist.

8 DERS.: Wirtschaft und Gesellschaft der Ungarn um die Jahrtausendwende. Wien 1983, 172.

9 LÜBKE, Christian: Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften. Köln 2001, 157.

10 Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus. Hg. v. György FÉJÉR, Bd. 3/2, 211.

11 GYÖRFFY (wie Anm. 8), 178.

12 Ebd., 175 f.

13 Dies lassen die Gesetze König Ladislaus' erkennen (wie Anm. 2), 295 f.

14 GYÖRFFY (wie Anm. 8), 187.

15 Ebd., 177.

16 Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae. Hg. v. Gustav FRIEDRICH u. a. Bd. 1. Budapest 1829, Nr. 85.

JOANNA KODZIK

Repräsentation durch Siegeszeichen

Schwedische Machtinszenierung im Großen Nordischen Krieg

Wie im 17. Jahrhundert die Ostseemächte um die Vormachtstellung im Ostseeraum kämpften, kann nicht nur an konkreten kriegerischen Auseinandersetzungen der Nordischen Kriege und der Entwicklung der zur Kriegsführung notwendigen Infrastruktur nachvollzogen werden. Die Präzedenz, d. h. der Vortritt in der inszenierten Rangordnung unter den Mächten Nordosteuropas, wurde im Barockzeitalter umso mehr anhand von visuellen Zeichen des Zeremoniells und der Repräsentation der eigenen Ansprüche behauptet. ^{Abb. 1, 2} Durch symbolische Gäste, räumliche Anordnung von Akteuren, die Reihenfolge der einzelnen symbolischen Akte, die Hierarchie unter den Beteiligten und die Zurschaustellung von Pracht wurde die errungene oder beanspruchte Position unter den gekrönten Häuptern des frühneuzeitlichen Europas vor einem breiten Publikum legitimiert. Dies betraf ebenfalls das Ringen um die Vormachtstellung im Ostseeraum, welches sich zwischen dem Königreich Schweden, Polen-Litauen, dem Zarenreich sowie dem Deutschen Reich und Dänemark ereignete.

Militärisches und symbolisches Ringen um die Vormachtstellung

»Die Könige von Dennemarck / Schweden und Polen seynd wegen der praecedenz auch nicht einig / weder unter sich / noch mit andern Potentaten.«¹

Schweden beanspruchte die Vormacht vor Dänemark und Polen-Litauen.² Die Respublica, regiert von den Königen aus der Wasa-Dynastie, konkurrierte mit

Schweden. Zu berücksichtigen ist auch das Machtstreben von Zar Peter I., der zu Beginn des 18. Jahrhunderts »mit den Europäischen Potentaten in nähere freundschaft und bekanntschafft / als seine vorfahren gethan / einzutreten ihm vorgenommen«³ und somit Ansprüche an eine Territorialmacht stellte, um seine Position auch wirtschaftlich zu untermauern und »bey allen seinen mächtigen nachbarn eine formidable autorität und ansehen«⁴ zu erzeugen. Die im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts verbreiteten rangrechtlichen Traktate multiplizierten Ranglisten und Argumente für den Vorrang des jeweiligen Herrschers z. B. »Altertum der Monarchie und des Christentums«,⁵ die Zahl der untergeordneten Königreiche und die Würde der Vasallen, die Titulatur oder die absolute Macht. ^{Abb. 3} Die territoriale Machtverteilung wurde jedoch letztlich durch militärische Gewalt herbeigesteuert, doch die Ansprüche auf Vortritt galt es vor einem breiten Publikum in Zeichen der symbolischen Kommunikation zu legitimieren. Ein derartiges *theatrum* der Machtdemonstration und -konstruktion ereignete sich zu Beginn des Großen Nordischen Krieges 1701 in Stockholm, als die von der russischen und polnisch-sächsischen Armee nach den militärischen Auseinandersetzungen in Livland und der entscheidenden Schlacht von Narva ^{Abb. 4} eroberten Fahnen und Feldzeichen mit großer Pracht und der Rhetorik eines Siegers eingeführt wurden.⁶

Die politische Lage

Die Konkurrenz um den Vorrang im Ostseeraum zwischen dem zur Großmacht aufgestiegenen Königreich Schweden, dem Königreich Polen-Litauen und dem westlich ausgerichteten Russland verleitete die

THEATRUM PRÆCEDENTIÆ,

Ober
Sires Theils

Rg 40 21

ILLUSTRER

Rang = Streit,

Andern Theils

ILLUSTRE

Rang = Ordnung,

Wie nemlich

Die considerablen Potenzen und Grandes in der Welt,
als Christliche, Mahometanische und Heydnische, die Päbste, Kün-
fer, Könige, Leon und Scepter, Erben, Churfürsten, Churfür-
stinnen, Chur-Prinzen, Princefinnen, Souveraine Prinzen, Groß-Her-
zoge und Groß-Fürsten, Herzoge, Hohe Staaten, Republicquen, Land-
Grafen, und andere Puihlancen:

Dann auch

Die Cardinäle, Patriarchen, Bischöffe, Fürsten, Prælaten, Grafen,
Herren, Erleuchtete Personen und Familien,
Verschiedenen Charactors und Titularur, als wovon in dem Contextu dies.s Wercks
die Erleuterung mit mehreren erheller:

Serner

Die Teutsche Reichs-Städte und andere des Römischen Reichs Unmittelbahre
Glieder, Bornehme und andere Eingeseffene,

Nach Qualität ihres Standes, Namens, Dignität und
Charactors samt und sonders,

In der Præcedenz, in dem Rang und Tractamente streitig seynd
und competiren/

Dann

Wie dieselbe zu respectiren: Sie auch hierinnen sich selbst, und
Dero Bevollmächtigte Ministri bey und in Solennitäten
und Conventen betragen,
und Abgetheilt

Von Zwey Theile:

und

Zungen Standes, Personen, antretenden Negotianten und
Ministern zur nützlichen Nachricht ex Manuscripto
in den Druck gegeben

Von

Schrenhart Zwenzburg.

Berlin, in Verlegung Johann Michael Rüdigers, Anno 1706



Abb. 1, 2 Titelblatt
und Frontispiz,
Zacharias Zwanzig,
Theatrum præcedentiæ,
1705/1709

einzelnen Mächte dazu, um ihre Rechte zu kämpfen. Der schwedische König Karl XII. war bemüht seine Position und die eroberten Gebiete im Osten zu verteidigen. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen August der Starke beabsichtigte, Livland wieder zu gewinnen, um auf diesem Wege die Anerkennung des polnischen Adels als Preis davonzutragen. Russlands Absicht dagegen war es, sich den Zugang zu den Seehandelswegen zu sichern und damit seine Macht auszubreiten.⁷ Mit dem Ziel der Wiedererlangung von Einfluss im ursprünglichen Lehensgebiet marschierte August der Starke im Februar 1700 im schwedischen Livland ein, wobei er den Versuch unternahm, in

kurzer Zeit Riga einzunehmen. Der Verbündete Zar Peter I. schloss sich der Offensive an und belagerte im September die Stadt Narva. Karl XII., der diesen Angriffen trotz der schwierigen Winterbedingungen entgegentrat, feierte alsbald seinen größten Sieg im Großen Nordischen Krieg (1700–1721). Der weitere Verlauf des Krieges zeigte jedoch, dass es nur bei dieser Vorankündigung der Machtansprüche des schwedischen Königs im Ostseeraum durch die Darstellung eigener militärischer Kraft in den Kämpfen in Livland verblieb. Dieser Erfolg Karls XII. wurde in der Rhetorik visueller Darstellung während der Einholung der russischen und polnischen Siegeszeichen legitimiert.

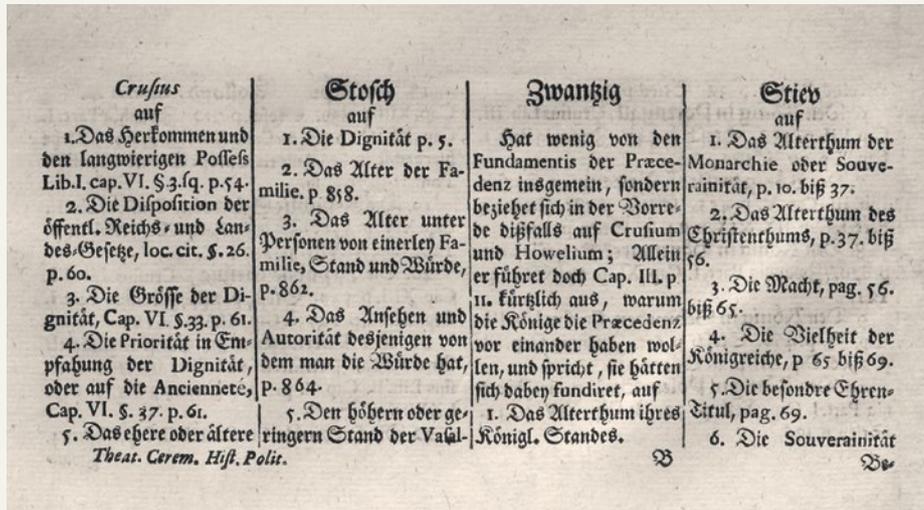


Abb. 3 Präzedenzargumente im *Theatrum ceremoniale*, 1719

Theatrale »Prozession« zur symbolischen »Aneignung des Gegners«

»Mit vieler Solennität«, die als Angemessenheit der theatralischen Inszenierung in Bezug auf den Machtanspruch zu deuten ist, zog eine »Prozession« mit den Trophäen ins Arsenal des Siegers der frühen Kämpfe des Großen Nordischen Krieges in Stockholm ein. Die am Markt vor dem Ritterhaus versammelten, feierlich gekleideten Kompanien von Bürgerschaften zu Pferde und zu Fuß marschierten bis zur Schiffbrücke, um die eroberten Fahnen von einem dort anliegenden Schiff abzuholen. Unter Anführung vom Stadtmajor und vom Rittermeister schritt die Infanterie mit »2. Paar Paucken, 6. Reyhen grosse Fahnen, 4. in jedem Glied, nacheinander. In der anderen Division noch eine Provinz-Fahne, 2. paar Paucken, und 17. Reyhen Compagnie-Fahnen; In der 4. Division noch eine Provinzial-Fahne, 1. paar Paucken, und 28. Reyhen Dragoner-Fahnen«⁸ durch die Stadt und konstruierte so auf symbolische Art – nämlich durch die Demonstration der Niederlage des Gegners – die Macht des Siegers, was in der Forschung als »Aneignung des Gegners«⁹ bezeichnet wird. Die Anordnung der Fahnen richtete sich nach der Bedeutung der geschlagenen Truppen. Die Zeichen der größten und wichtigsten Siege wurden am Anfang der Parade präsentiert, so dass der Zuschauer gleich bei der ersten Betrachtung ein visuelles Bild von der Größe des Königreiches

bekam. In dieser Hinsicht unterschied sich ein Paradezug von Trophäen von einem königlichen Einzug, denn letzter sollte durch die klimaxartige Anordnung der Würdenträger die Majestät des Herrschers repräsentieren. Die bedeutendste Stelle in der Mitte der schwedischen Parade wurde der russischen Provinz-Fahne von Pleskow (Pskow) zugestanden als »ein Zeichen der siegreichen Überlegenheit«¹⁰ Schwedens über die vom Peter I. aus-

gebaute Festungsstadt und über das Zarenreich. Durch die Symbolik dieser Trophäen wurde der Anspruch auf das *dominium maris baltici* seitens der Schweden materiell bewiesen.¹¹

Die Darstellung der Macht Karls XII. begann bereits bei der Wahl des Weges, den der Prachtzug mit den Trophäen bis ins Arsenal bewältigte. Die visuelle Darstellung der durch den militärischen Sieg erreichten Erhöhung bediente sich der Strategie der Demütigung von Feinden. Daher zog die Siegesparade durch die neue Gasse – »denselben Weg, wo die vorige Gefangene seynd durchgeföhret«,¹² an den Häusern des Grafen Dietrich von Falkenberg (1580–1631) und des Vizepräsidenten des schwedischen Appellationsgerichtes (Svea hovrätt) Gustav von Faltz-

Die Kulturhistorikerin **JOANNA KODZIK** forscht in der GWZO-Projektgruppe »Bellum, commercia et artes: Seehandel, Städtebau und künstlerische Repräsentation in Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721)«. Aktuell erschienen ist im Verlag edition lumière der gemeinsam mit Włodzimierz Zientara herausgegebene Band *Hybride Identitäten in den preußisch-polnischen Stadtkulturen der Aufklärung*.



Abb. 4 Schlacht bei Narva, 1700
 Schlacht bei Narva (1650–1719) vorbei, wo die »vornehmen Russen mit den Gefangenen« festgehalten wurden. Die Trophäen gelangten weiter durch die prächtigsten Räume der Selbstdarstellung der schwedischen Könige, nämlich über die Burggärten und das königliche Schloss durch das große und kleine Portal in die Nikolaikirche, wo sie den Repräsentanten des königlichen Hauses präsentiert wurden. Sogar Naturerscheinungen wie das Wetter wurden in der Beschreibung im Dienste der Machtdarstellung funktionalisiert, denn die Einführung der Siegeszeichen geschah – wie der Autor es schildert – »bey schönem Wetter, wiewohl es sonst alle Tag geregnet«. ¹³ Physische Aspekte des Raumes wurden der Inszenierung der Vormachtstellung im Ostseeraum unterstellt, damit die Legitimation der eigenen Position durch die Menge der Zuschauer, die bei den günstigen Wetterbedingungen dem *theatrum* beiwohnten, vor dem breiten Leserpublikum bekräftigt werden konnte. Das Ziel dieser zeremoniellen Darstellung war, »diesen Ihre Maj.[estät] von dem höchsten Gott verliehenen Sieg



Abb. 5 Fahne von Pleskow, um 1690

und favorable Progressen«¹⁴ vor der höfischen Gesellschaft der Ostseemächte und anderer Länder Europas in visuellen Zeichen zu bestätigen.

Diese Art symbolischer Kommunikation hatte für das Ringen um die Macht in ganz Europa, auch im Ostseeraum im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts wichtige Bedeutung, denn die vor den Untertanen in visuellen Zeichen legitimierte Vormachtstellung erlaubte, die Machtansprüche auf Präzedenz in weiteren militärischen Kämpfen, wozu auch entsprechende wirtschaftliche Ressourcen vonnöten waren, durchzusetzen. Somit fügt sich die Erforschung der zeremoniellen Behauptung der Sieger der Nordischen Kriege und der in symbolischen Zeichen legitimierten Position der Großmächte im Ostseeraum ins gesamte Spektrum der Untersuchungen zu den politischen und wirtschaftlichen Grundlagen der Vorherrschaft in dieser Region. Die in der Schlacht

von Narva eroberten Fahnen, darunter jene von Pleskow, ^{Abb. 5} werden im Armeemuseum in Stockholm aufbewahrt. Die propagandistischen Werte dieser Trophäen und ihre Bedeutung für die Selbstdarstellung Schwedens als führende Ostseemacht stehen heute im Fokus der Untersuchungen schwedischer Forscher.¹⁵ Der in diesem Zusammenhang veranlasste Vergleich deutscher, polnischer, russischer und schwedischer Quellen, die bislang unabhängig voneinander ausgewertet wurden, sowie die Zusammenarbeit mit außeruniversitären Einrichtungen wie Museen erlauben die Prozesse der Machtkonstitution und -legitimation anhand von visuellen Zeichen aus mehreren Perspektiven zu beleuchten, diese Analyse um Aspekte der Materialität zu ergänzen und aus dem diskursiven Ursprung der jeweiligen Königshäuser bzw. Herrscher im raumbezogenen Kontext zu verstehen.

1 ZWANZIG, Zacharias: *Theatrum Praecedentiae* oder eines theils Illustrer Rang-Streit, andern theils Illustre Rang-Ordnung, wie nemlich die considerablen Potenzen und Grandes in der welt nach qualität ihres standes, namens, dignität und characters samt und sonders in der præcedenz, in dem rang und tractamente streitig seynd und competiren. Franckfurt 1709, 28.

2 Ebd.

3 Ebd., 65.

4 Ebd.

5 STIEVE, Gottfried: *Europäisches Hoff-Ceremoniel: Worinnen Nachricht gegeben wird, Was für eine Beschaffenheit es habe mit der Prærogativ, und dem daraus fliessenden Ceremoniel, Welches zwischen Käyser und Königl. Majestäten, Churfürsten, Cardinälen und freyen Republicquen, dero Gesandten und Abgesandten beobachtet wird; Nebst beygefügetem Unterricht Was ein Legatus à Latere, Nuncius Apostolicus, Ambassadeur, Envoyé, Plenipotentiarius (...) so wohl seiner Würde als seinem Amte nach sey (...) Auch was es wegen des Ceremoniels, auf Frieden-Schlüssen und bey Höfen, für Mißhelligkeiten ge-*

geben (...); Nebst vollständigen Register / Alles aus dem Grunde der Historie (...) gezogen, und zusammen getragen von Gottfried Stieve, der Kayser- und Königl. Josephischen Ritter-Academie in Liegnitz Profess. Polit. Hist. & Eloq. Leipzig 1715.

6 LÜNIG, Johann Christian: *Theatrum Ceremoniale Historico-Policum Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien, Welche So wohl an Europäischen Höfen, als auch sonst bey vielen Illustren Fällen beobachtet worden, Anderer Theil, Nebst Unterschiedlichen Hof-Ordnungen, Rang-Reglementen, und anderen curieusen Piecen, Wie auch Dem Europäischen Cantzley-Ceremoniel, Elenchis und Registern. Ans Licht gegeben Von Johann Christian Lünig. Leipzig 1720, 1273.*

7 OPITZ, Eckardt: *Vielerlei Ursachen, eindeutige Ergebnisse. Das Ringen um die Vormacht im Ostseeraum im Großen Nordischen Krieg 1700 bis 1701. In: Wie Kriege aussehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten.* Hg. v. Bernd WEGNER. Paderborn 2000, 89–107.

8 LÜNIG (wie Anm. 6).

9 FRIEDRICH, Udo: *Transformationen mythischer Gehalte im Eckenlied. In: Präsenz des Mythos. Konfigurationen einer Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit.* Hg. v. Udo FRIEDRICH und Bruno QUAST. Berlin 2004, 295.

10 EVERT, Urte: *Die Eisenbraut. Symbolgeschichte der militärischen Waffe von 1700 bis 1945.* Münster–New York 2015, 153.

11 KÖNIG, Gudrun M.: *Das Geschlecht der Dinge. Strategien der Sichtbarmachung in der materiellen Kultur. In: Ins Wort gesetzt – ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur.* Hg. v. Ingrid HOTZ-DAVIES und Schamma SCHAHADAT. Bielefeld 2007, 99–116.

12 LÜNIG (wie Anm. 6).

13 Ebd.

14 Ebd.

15 Vgl. die Arbeiten von Frau Karin Tetteris, Kuratorin für die Trophäensammlung im Armeemuseum in Stockholm, vor allem Ausführungen zur Symbolik der Fahne von Pleskow in ihrer Masterarbeit *The embodiment of victory. Heritagisation of war trophies in early modern Sweden.*

ROBERT BORN

Zitierte Geschichte

Von filmischen und architektonischen Wiedergängern



Das zu Beginn des 19. Jahrhunderts angelegte Stadtwaldchen (ungarisch Városliget) ist ein beliebtes Budapester Naherholungsgebiet. Vor etwa einem Jahrzehnt erhielt dieser Teil der ungarischen Hauptstadt unverhofft eine neue Attraktion in Form einer Béla-Lugosi-Büste. Bei der Skulptur wird das Haupt des Schauspielers von einem Umhang hinterfangen, den eine große Schleife über der Brust zusammenhält. **Abb. 1** Das Kleidungsstück mit dem markanten, hochstehenden Kragen, erstmals 1931 von Tod Browning in seinem Film *Dracula* dramatisch in Szene gesetzt, etablierte sich seitdem gemeinsam mit Lugosis hypnotischem Blick als klassisches Versatzstück des Horrorfilm-Genres und später dann als Bestandteil der Popkultur. **Abb. 2**

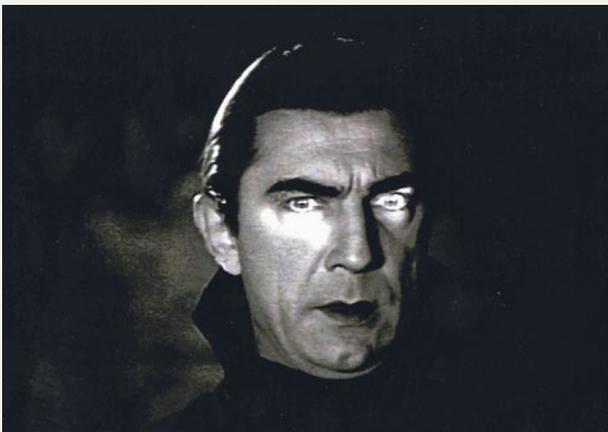
So taucht das emblematische schwarze Cape in den ersten Zeilen des Songs *Bela Lugosi's Dead* der englischen Band Bauhaus von 1979 auf. Das zehnmünütige Stück, in dem der Tod des Schauspielers

Abb. 1 Büste des Filmschauspielers Béla Lugosi in einer Nische der Budapester »Historischen Hauptgruppe«

beklagt und zeitgleich dem untoten transsylvanischen Grafen ein Denkmal gesetzt wird, stellte die Weichen für die Entwicklung des Dark-Wave bzw. Gothic-Rock. Ob die Aufstellung der Büste durch jemanden aus der weltweiten Community der Goths erfolgte, lässt sich derzeit nicht sagen. Die bisherigen journalistischen

Abb. 2 Béla Lugosi als Graf Dracula, 1931

Recherchen konnten weder die Identität des mit dem Monogramm »HZ 2003« signierenden Künstlers noch die genauen Umstände rund um die Aufstellung der mysteriösen Büste klären. Nach jetzigem Kenntnisstand handelt es sich wohl um eine Requisite, die von einem Filmteam nach Beendigung der Dreharbeiten im Stadtwaldchen zurückgelassen wurde. Dabei scheint man geschickt eine Lücke in den administra-



tiven Verantwortlichkeiten ausgenutzt zu haben, denn weder das seit 1907 in dem Baukomplex residierende Landwirtschaftsmuseum noch die staatliche Denkmalpflege fühlten sich zuständig, auf die geheimnisvolle Lugosi-Büste zu reagieren.¹

Die Wahl der Nische in der Südostecke der sogenannten »Historischen Hauptgruppe« erfolgte wohlüberlegt. Der historistische Dekor und insbesondere die verwitterte Konsolenfigur, ein Putto mit Fledermausflügeln, luden geradezu dazu ein, an genau dieser Stelle an den bekannten Vampirdarsteller zu erinnern. Darüber hinaus enthält der Gebäudekomplex eine Vielzahl von Verweisen auf die Heimat des mythischen transsylvanischen Grafen und ist selbst eine Art architektonischer Wiedergänger, dessen Peripetien hier vor dem Hintergrund der sich wandelnden geschichtspolitischen Leitbilder in Ungarn und Rumänien vorgestellt werden.

Zitierte Geschichte auf der Landesschau 1896

Das von den Architekten Ignác Alpár (1855–1928) und Zoltán Bálint (1871–1939) entworfene Ensemble bildete das Herzstück der 1896 aus Anlass des tausend-

Abb. 3 Hauptfassade der »Historischen Hauptgruppe« im Buda-
pester Stadtwaldchen

jährigen Jubiläums der ungarischen Landnahme im Stadtwaldchen veranstalteten Landesschau. **Abb. 3** Bei

der Kombination der Feier eines historischen Ereignisses mit einer wirtschaftlichen Leistungsschau knüpfte man an eine internationale Praxis an, die mit der Pariser Weltausstellung von 1889 initiiert worden war. In ähnlicher Weise wie in der französischen Hauptstadt, wo mit dem Eiffelturm eine langlebige urbanistische Landmarke geschaffen wurde, erinnern in Budapest auch heute noch eine Reihe von Bauten an die Jubiläumsausstellung von 1896. Dazu zählen der dem Stadtwaldchen vorgelagerte Heldenplatz und die unterhalb des Prachtboulevards Andrassy út erbaute Metro, die erste auf dem europäischen Festland.²

Im Gegensatz zu diesen langlebigen Bauten war die sogenannte »Historische Hauptgruppe« zunächst als ein ephemeres Projekt geplant. Mittels einer Collage von Repliken von annähernd zwei Dutzend historischen Bauwerken aus den unterschiedlichen Regionen des damaligen ungarischen Königreichs versuchte man den Besuchern das Territorium der ungarischen Staatsnation in verdichteter Form erfahrbar zu machen.³ Dieses Konzept erwies sich als ein großer Erfolg, sodass die einzelnen Strukturen später in dauerhaften Materialien ausgeführt wurden.

Eine zentrale Rolle für die Gestaltung der Baulichkeit übernahmen die architektonischen Zitate und Kopien von mittelalterlichen Anlagen aus den Randbereichen des Königreichs wie die Kapelle von Csütörtökely (deutsch Donnersmark, heute Spišský Štvrtok in der Slowakei) und der Stundturm in Segesvár (deutsch Schäßburg, heute Sighișoara in Rumänien).



Die durch einen künstlichen See effektiv inszenierte Hauptfassade der Anlage zitiert einen weiteren Bau aus Siebenbürgen, die Burg Vajdahunyad (deutsch Eisenmarkt, heute Hunedoara in Rumänien). **Abb. 4** Dabei kopierte man neben dem Haupttrakt mit den markanten Strebebögen und Erkern auch den sogenannten Nyebojsza-Turm, der in Budapest allerdings im Gegensatz zum Original den Eingangsbereich flankiert.⁴

Die originale Burg

Die prominente Inszenierung der Replik der Vajdahunyad-Burg erfolgte unmittelbar nach der Erneuerung des Originals. Die ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Stammsitz der Corvinen ausgebaut Anlage hatte 1854 durch einen Brand einen beachtlichen Teil der originalen Bausubstanz eingebüßt. Zunächst war eine Wiederherstellung der Corvinen-Burg auf der Basis der von Friedrich von Schmidt (1825–1891), Professor an der Wiener Akademie der Schönen Künste und Dombaumeister von St. Stephan in Wien, ausgearbeiteten Entwürfe geplant. Dieser hatte auch die ersten Ideen zur Umgestaltung der Burg Karlstein (Karlštejn) in Böhmen geliefert. Für beide Anlagen war eine Nutzung als Residenz für Kaiser Franz Joseph anvisiert. Die praktische Umsetzung erfolgte dann jeweils durch andere

Abb. 4 Die Corvinen-Burg in Vajdahunyad (heute Hunedoara)

Fachleute. Im Falle von Vajdahunyad war dies zunächst Ferenc Schulcz (1838–1870). Nach dessen

frühem Tod leitete Imre Steindl (1839–1902), der spätere Architekt des Parlamentsgebäudes in Budapest, die Arbeiten. Weniger die archäologisch präzise Wiederherstellung des alten Zustandes stand dabei im Vordergrund, vielmehr handelte es sich um eine kreative Umformung der erhaltenen Strukturen, die in mehreren Punkten auf die Nutzung der Anlage als Residenz für das Haupt der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie abgestimmt war.⁵ Dies eröffnete gleichzeitig die Möglichkeit, Kaiser Franz Joseph als Glied der langen Reihe der ungarischen Könige zu inszenieren. Die Grundlage hierfür bildete seine 1867 im Anschluss an den Österreichisch-Ungarischen Ausgleich erfolgte Krönung zum Apostolischen König von Ungarn.

Innerhalb dieser Traditionslinie nahmen die beiden Herrscher aus dem Corvinen-Geschlecht, Johann Hunyadi (ungarisch Hunyadi János, rumänisch Ioan de Hunedoara, 1387 oder 1407–1456) und dessen Sohn Matthias Corvinus (ungarisch Hunyadi Mátyás, rumänisch Matei Corvin, 1443–1490), jeweils einen besonderen Rang ein. Letztgenannter galt aufgrund seiner intensiven Förderung humanistischer Gelehrsamkeit und der neuen aus Italien importierten Renaissancekunstformen sogar als ein historischer Vorläufer des modernen, fortschrittlichen Ungarn. Johann Hunyadi, der mit gutem Grund als ein ostmitteleuropäisches Pendant zu den italienischen *condottieri* angesprochen werden kann, verzeichnete eine Reihe von Siegen über die Osmanen, die seinen Aufstieg zum Woiwoden von Siebenbürgen und später zum ungarischen Reichsverweser beförderten. Sein bedeutendster militärischer Erfolg war die Verteidigung der Festung Belgrad 1456 gegen den Angriff der Truppen von Sultan Mehmet II. (regiert 1451–1481), der nur drei Jahre zuvor Konstantinopel erobert hatte. Den unmittelbar nach der Belagerung in Belgrad an den Folgen der Pest verstorbenen Johann Hunyadi stilisierte man in der Folgezeit wiederholt zum Verteidiger des Abendlandes. Dies war auch einer der Beweggründe für die Ehrung durch eine Statue in der unter der Patronanz Kaiser Franz-Josephs realisierten Feldherrenhalle des k. u. k. Heeresmuseums (das heutige Heeresgeschichtliche Museum) in Wien. Die Aufnahme Johann Hunyadis, der eigentlich zeitlebens die Interessen der ungarischen Krone gegen die habsburgischen Ansprüche verteidigt hatte, in den Pantheon der berühmtesten Herrscher und Feldherren Österreichs war eine



eindeutige Konzessionsentscheidung im Vorfeld des Ausgleichs mit Ungarn 1867.

Die Inszenierungen in diesem neu geschaffenen imperialen Gedenkort in Wien wie auch im Stadtwäldchen in Budapest offenbaren das Aufkommen von konkurrierenden nationalen Deutungen der Blütephase unter den beiden Corvinen-Herrschern, die auch die Wahrnehmung der Anlage in Vajdahunyad beeinflussten.

So zitierte man auf der Landesausstellung 1896 in der Architekturcollage nicht nur den traditionsreichen Stammsitz, sondern gab auch ein Prachtalbum heraus, das die Burg als Symbol der »Pietät der Nation« in einer der bewegtesten Perioden der Geschichte entsprechend würdigte.⁶ Dieser besondere Stellenwert kann zudem den erneuten Rekurs auf die siebenbürgische Anlage bei der Pariser Weltausstellung vier Jahre später erklären. Bei dem Wiedergänger des Komplexes aus dem Budapester Stadtwäldchen amalgamierten die Architekten Zoltán Balint (1871–1938) und Lajos Jámbor (1869–1955) ein auf wenige Achsen geschrumpftes Segment der Hauptfassade von Vajdahunyad mit dem Turm der Katharinenkirche in Körömcánya (deutsch Kremnitz, heute Kremnica in der Slowakei) und gestalteten daraus die Hauptansichtsseite des am Ufer der Seine gelegenen ungarischen Pavillons.⁷ **Abb. 5**

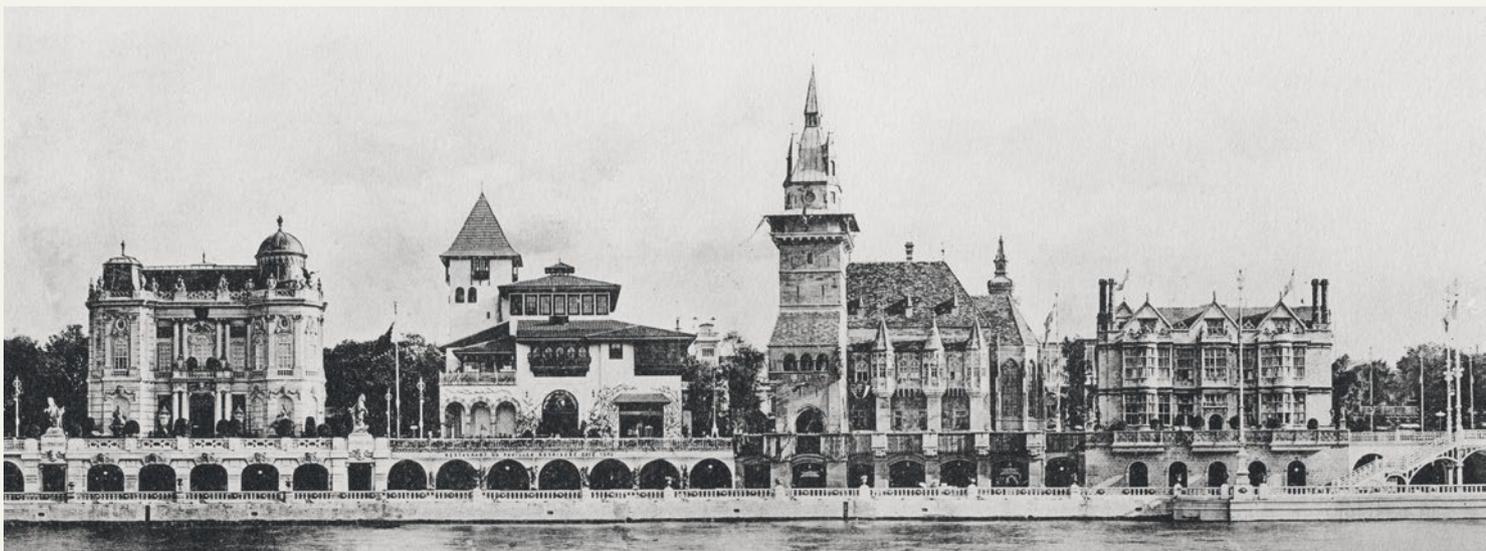
Abb. 5 Ungarischer Pavillon auf der Weltausstellung in Paris 1900

Der ungarische Pavillon auf der Pariser Weltausstellung von 1900 zitierte insgesamt

zehn mittelalterliche und spätmittelalterliche Bauten. Durch diesen Epochenschwerpunkt setzte man sich bewusst von dem benachbarten österreichischen Pavillon ab, der ausschließlich barocke Elemente aufwies. Zwischen diesen beiden Bauten lag der in orientalisierenden Formen gestaltete Pavillon von Bosnien-Herzegowina. Diesen drei Gebilden war allerdings nur eine kurze Lebensdauer beschieden, während die Vorläuferanlage in Budapest in eine dauerhafte Form überführt wurde. Das Ensemble im Stadtwäldchen, für das sich das Toponym Vajdahunyad als Bezeichnung einbürgerte, wandelte sich nach Auflösung des ungarischen Staatsterritoriums in der Nachfolge des im Schloss Petit Trianon, nahe Versailles, 1920 abgeschlossenen Friedensabkommens zu einem nostalgischen Erinnerungsort an die vergangene nationale Größe.⁸

Dracula und andere Bedrohungen

Zeitgleich erlebte die Corvinen-Burg in Vajdahunyad, das nach der Eingliederung Siebenbürgens in Rumänien fortan Hunedoara hieß, eine neue nationale Kodierung unter rumänischen Vorzeichen. Hierbei knüpfte man an eine Überlieferungstradition an, entsprechend der Johann Hunyadis Ahnherren aus der südlich des Karpatenbogens gelegenen Walachei nach Siebenbürgen eingewandert waren. Diese These hatten Historiker aus Siebenbürgen bereits Ende des



19. Jahrhunderts im Rahmen der Bestrebungen zur politischen Emanzipation der rumänischen Bevölkerung ins Feld geführt.⁹

Doch auch die Legende, es handele sich bei Vajdahunyad um »Dracula's castle«, einen Ruf, den sich die Burg mit so manch anderer teilt, sollte das Schicksal des Bauwerks über längere Zeit bestimmen. Die baulichen Strukturen der Burg wurden ab 1953 restauriert und zunehmend touristisch vermarktet. Das Ende der Arbeiten 1968 fiel in eine Phase, in der sich das Land zunehmend für Touristen aus dem Westen öffnete, ein Schritt, der auf die Erschließung neuer Devisenquellen abzielte. In den folgenden Jahren bereisten nun auch immer häufiger Bewunderer von Bram Stokers Roman *Dracula* Siebenbürgen auf der Suche nach den Schauplätzen der schauerlichen Ereignisse.

ROBERT BORN forscht als Kunsthistoriker in der Projektgruppe »Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert)«. Unlängst erschien von ihm: *Building Reconstructions and History Constructions in Hungary and Romania under Communist Rule*. In: *Architecture Re-performed: The Politics of Reconstruction*. Hg. v. Tino MAGER. Burlington 2015, S. 55–64.

Eine Art Quantensprung für den Dracula-Tourismus brachten Anfang der 1970er Jahre mehrere Bestseller der »Professors of Horror«. Die beiden in Boston lehrenden Historiker, der aus Rumänien stammende Radu Florescu (1925–2014) und Raymond T. MacNally (1931–2002), ein Russlandspezialist, vertraten die These, Stoker habe

Fürst Vlad III. Drăculea (1431–1476/77) als historisches Vorbild für seinen Graf Dracula gewählt. ^{Abb. 6}

Diese seitdem populäre Lesart brachte die kommunistischen Machthaber in eine Zwickmühle. Offiziell wurde zwar eingeräumt, dass der walachische Woiwode ein gewalttätiges Regime etabliert hatte. Da es sich aber gegen ausbeuterische Bojaren und äußere Feinde richtete, allen voran gegen die Osmanen, sah man darin lediglich ein notwendiges Übel. Denn Fürst Vlad III., der aufgrund der von ihm exzessiv angewandten Hinrichtungsmethode den Beinamen »der Pfähler« (rumänisch *Țepeș*) trug, hatte in der geschichtspolitisch eingesetzten Nationalmythologie der Zeit eine andere Rolle zu spielen. Gemeinsam mit dem moldauischen Fürsten Stefan der Große (rumänisch *Ștefan III. cel Mare*, 1433–1504) und Johannes Hunyadi hatte man



Abb. 6 Dracole waida. PorträtHolzschnitt, Nürnberg (Peter Wagner), um 1490

ihn zum Kämpfer für die nationale Unabhängigkeit stilisiert. Die durch diese Trias suggerierte einheit-

liche nationale Front gegen die osmanische Bedrohung erweist sich bei näherer Betrachtung allerdings schnell als Fiktion. Die Realität wurde vielmehr von wechselnden Allianzen und Intrigen bestimmt. So bewirkte Johann Hunyadi 1448 eine kurzfristige Absetzung Vlags III. als Fürst der Walachei. Matthias Corvinus setzte den nach einem Umsturz geflohenen Vlad 1462 sogar für insgesamt zwölf Jahre fest.

Nicht zuletzt diese Episode der Einkerkering wurde dazu benutzt, einzelnen Orten, darunter auch der Burg der Corvinen, eine schauerliche Aura zu verleihen. Sie wurden zu realen Wirkungsorten des mythischen Dracula erklärt, um auf diesem Wege den Tourismus anzukurbeln. Mit Rücksicht auf die geschichtspolitischen Überlegungen der Zeit geschah dies zunächst eher dosiert.¹⁰

Postsozialistische Disneyfizierung und Popkulturtransfer

Die Wende 1989 brachte dann allerdings einen Dammbbruch, was die kommerzielle Ausbeutung des Dracula-Mythos angeht. Den negativen Höhepunkt dieses Kommerzialisierungsprozesses markiert das 2002 von dem damaligen Minister für Tourismus

Dan M. Aghaton initiierte Vorhaben eines Dracula-Themenparks, der zunächst nahe der Geburtsstadt Vlad III. in Sighișoara entstehen sollte. Nach Protesten der Kirchen, von Umweltverbänden und vor allem seitens der UNESCO, die vor »irreparablen Schäden« im mittelalterlichen Kern von Sighișoara warnte und drohte, den erst 1999 erfolgten Eintrag in die Weltkulturerbeliste rückgängig zu machen, sahen sich Regierung und Investoren zum Rückzug gezwungen. Ein zweiter Versuch, diesmal in der Nähe des Klosters Snagov, wo sich das Grab des Herrschers befindet, scheiterte ebenfalls.

Im Gegensatz zu diesen beiden Orten, für die historisch eine Verbindung zum Fürsten Vlad III. gegeben ist, musste die Corvinen-Burg in Hunedoara in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten eine Vielzahl von Ereignissen und Inszenierung über sich ergehen lassen. Die Anlage diente bisweilen als Kulisse für Filme, Musikvideos, Werbespots bis hin zu zweifelhaften Fernsehshows und war darüber hinaus wiederholt ein Etappenziel von fragwürdigen Rundreisen wie den *Halloween Dracula Adventure Tours*. Die Burg in Hunedoara steht somit wie kein zweiter Bau für die Disneyfizierung der Figur Dracula, eine Entwicklung, die selbst der bereits genannte Radu Florescu vor seinem Tod heftig beklagte.

Die Aufstellung der Lugosi-Büste in der Nische des Budapester architektonischen Wiedergängers der Corvinen-Burg, die im heutigen Hunedoara steht, erfolgte wohl losgelöst von dieser exzessiven Kommerzialisierung des mythischen Dracula. Eine Verbindung zu einer der Grenzregionen des vormaligen ungarischen Königreichs, aus denen die Mehrzahl der in der »Historischen Hauptgruppe« zitierten Denkmäler stammte, ist allerdings durch die Biographie des bekanntesten Draculadarstellers sehr wohl gegeben. Der Schauspieler wurde 1882 als Béla Ferenc Dezső Blaskó in der Banater Stadt Lugosch (ungarisch Lugos, dem heutigen Lugoj in Rumänien) geboren. Nach seiner Übersiedlung nach Budapest 1911 trat er als junger Nachwuchsmime auf mehreren Budapester Bühnen auf. Dazu zählte auch das Theater im Stadtwäldchen, das 1951 anlässlich der Errichtung der Stalin-Statue und des dazugehörigen Aufmarschplatzes zerstört wurde. Seine Verwandlung in Béla Lugosi und damit in *die* Ikone des Horrorfilms erfolgte in den USA, wohin er nach der Unterdrückung der Räterevolution in Ungarn emigrierte.¹¹ Die in der Nische der »Historischen Hauptgruppe« aufgestellte Büste erinnert somit auch an ein wenig bekanntes Kapitel des Transfers im Bereich der Populärkultur zwischen Ostmitteleuropa und den USA.

1 CSENDES-ERDEI, Emese: A néma szobor 2. – Utcát Lugosi Bélának [Die stumme Statue 2 – eine Straße für Béla Lugosi]. In: Magyar Narancs, 13. Oktober 2013, <http://magyarnarancs.hu/lokal/a-nema-szobor-2-utcat-lugosi-belanak-86958> (20.05.2016).

2 SISA, József: A Városliget átalakulása az ezredéves kiállítás idején [Die Veränderungen des Budapester Stadtwäldchens anlässlich der Millenniumsausstellung von 1896]. In: Ars Hungarica 24/1 (1996), 57–78.

3 JÖCHNER, Cornelia: Ränder der Stadt, Ränder der Nation: das »historische« Architekturensemble des Budapester Millenniums 1896. In: Räume der Stadt. Von der Antike bis heute. Hg. v. DERS. Berlin 2008, 79–98, hier 83.

4 Die historischen Denkmäler Ungarns in der 1896er Millenniums-Landes-

ausstellung. I. Theil. Hg. v. Béla CZOBOR. Budapest 1897–1901. – BÁLINT, Zoltán: Die Architektur der Millenniums-Ausstellung. Wien 1897, 33–38.

5 SISA, József: A vajdahunyadi vár 19. századi restaurálásáról [Über die Restaurierung der Burg Vajdahunyad im 19. Jahrhundert]. In: Ars Hungarica 28/1 (2000), 97–108. – RADU, Lupescu: Vajdahunyad vára a Hunyadiak korában [Die Burg Vajdahunyad in der Zeit der Hunyadi]. Diss. Budapest 2006, 40–52.

6 CZOBOR, Béla: Die gotische Gebäudegruppe. In: Die historischen Denkmäler Ungarns (wie Anm. 4), 118–133, hier 118

7 SZÉKELY, Miklós: Rebuilding History. The Political Meaning of the Hungarian Historical Pavilion at the 1900 Paris Universal Exhibition. In: Cultural Diplomacy and Cultural Imperialism. European Perspective(s). Hg. v. Martina TOPIĆ und Siniša

RODIN. Frankfurt/Main u. a. 2012, 51–66.

8 LÓVEI, Pál: Von der Millenniumsausstellung des Historischen Ungarn bis zum zerstückelten Kulturerbe der Kunstgeschichte im Karpatenbecken. In: Acta Historiae Artium 54 (2013), 111–136, hier 116 f.

9 RADU, Lupescu: Hunyadi János alakja a román és a magyar történetírásban [Die Gestalt Johann Hunyadis in der rumänischen und ungarischen Historiographie]. In: Századok 139 (2005), 385–420, hier 396–403.

10 LIGHT, Duncan: The Dracula Dilemma. Tourism, Identity and the State in Romania. Farnham u. a. 2012.

11 LENNIG, Arthur: The Count. The Life and Films of Bela »Dracula« Lugosi. New York 1974.

DIRK SUCKOW

Der Mitropa-Pokal

Wie der professionelle Fußball Mitteleuropa neu vermaß

Die Tiefe(n) des Raumes

Als die sogenannte Wembley-Elf 1972 als erste deutsche Mannschaft ein Länderspiel auf englischem Boden gewann, war das auch der Ursprung einer Formel, die in der ewigen Tabelle der Fußballphrasen ihren Platz innehat. Begeisterte sich doch der damalige England-Korrespondent und spätere Feuilletonchef der F.A.Z. Karl Heinz Bohrer im Nachhinein an den »aus der Tiefe des Raumes« kommenden Vorstößen Günther Netzers. Die potenziell unendlichen räumlichen Figurationen, die das Spiel über seine wandelbaren taktischen Systeme, seine Prozesshaftigkeit und die Individualität seiner Akteure hervorbringt, sind in einem weiter gefassten Sinn gleichwohl nur einer von zahlreichen Raumaspekten, die sich mit

dem Fußball verbinden. Das Fußballfeld ist so tief im kollektiven Wissen verankert, dass sein Spielraum zur Maßeinheit werden kann. So wird eine bestimmte Fläche häufig als das x-Fache eines Fußballfeldes imaginiert. Die die Spielfläche umhausenden Fußballstadien wiederum prägen architektonische Räume von oft hohem Wiedererkennungswert aus. Dies bereits zu einem vergleichsweise frühen Zeitpunkt, wie etwa das 1931 eingeweihte, von Pier Luigi Nervi entworfene Stadion in Florenz, eine Inkunabel des italienischen Razionalismo. Stadien sind zugleich Sozialräume und bilden einen Mikrokosmos gesellschaftlicher Verhältnisse. In den Stadtraum wirkt der Fußball auch über das Stadion und dessen Umfeld hinaus, wenn etwa Fangruppen die Stadt oder bestimmte Viertel und Straßen zeichhaft als ihr Territorium markieren. Vor

Abb. 1 Mitropa-Speisewagen. Postkarte, 1927





Abb. 2 a, b
Die »Providentia«
als Pokal und
Brunnenfigur am
Wiener Neumarkt

allein in seiner professionellen Form hat der Fußball Anteil an Wirtschafts- und Finanzräumen, in denen Umsätze generiert werden und Investitions-

oder Transfersummen zirkulieren. Evident ist, dass sich gerade an diesen Bereich oft spezifische »Dunkelzonen« von Korruption und Manipulation anlagern.

Raumbildend ist der Fußball zudem auf weiteren Ebenen. Zum einen befördert er die Ausprägung von mental maps. So manchem Heranwachsenden wird sich die Geographie Europas eher durch die Teilnahme von Mannschaften wie Tromsø IL, Flamurtari Vlora, Celta Vigo oder Dnepr Dnepropetrowsk an diversen Vereinspokalen erschlossen haben als durch den Schulunterricht. Fußball kann regelrecht zu einem Modell der Weltaneignung werden, zu einem »Tor zur Welt«, wie es Klaus Theweleit beschrieben hat.¹ Dass der Fußball Erinnerungsräume hervorbringt, in denen Erinnerungsorte (»Das Wunder von Bern«, »Das Wembley-Tor«, »Der Panenka-Heber«, »Die Katastrophe von Heysel«, »Die Hand Gottes« etc.) vielfältig medial kartiert und archiviert werden, bedarf kaum weiterer Erklärung. Zum anderen werden Räume noch in einem konkreteren Sinn erzeugt oder neu vermessens, wenn über das System der zahlreichen internationalen, nationalen bis lokalen Verbände, Spielklassen

und Wettbewerbe entsprechende Strukturen vorgezeichnet sowie praktisch – und im buchstäblichen Sinn – »bespielt« werden. Verwiesen sei mit dem eigentlichen Spielbetrieb nicht zuletzt auf die vielfach enorme Mobilität von Aktiven, Fans oder Funktionären und somit auf den Anteil des Fußballs an Verkehrsräumen von lokaler bis interkontinentaler Reichweite.

Mitteleuropa, eine Kugel

Den »Strom, der Mitteleuropa erzeugt und zusammenfasst«, hat

Claudio Magris die Donau genannt.² Als raumprägende Kraft für diese Region kann in der Zwischenkriegszeit in hohem Maß der Fußball gelten.³ Und dies in einer in Österreich, Böhmen und Ungarn verbreiteten virtuosen Spielart, die im Italienischen sinnfällig als »calcio danubiano« (Donaufußball) bezeichnet wurde. Der 1927 gestartete Mitropa-Pokal, der – heute nur noch marginal erinnert – von vielen Zeitgenossen als bedeutendstes europäisches Sportereignis angesehen wurde, war zweifellos die wichtigste alltagskulturelle Repräsentation des Mitteleuropadiskurses. Sein Name ist ein Akronym aus »Mitteleuropa«, zudem wurde der Wettbewerb von der 1916 gegründeten Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft Mitropa unterstützt, die Vereinen und Anhängern Vergünstigungen gewährte. **Abb. 1**

Offiziell firmierte die von einem international besetzten Komitee organisierte Konkurrenz unter dem Namen Coupe de l'Europe Centrale. Auch wenn von deren Protagonisten Aspekte wie Völkerverständigung durch Sport und Förderung gegenseitigen Respekts durchaus intendiert waren und medial prononciert wurden, war der Hauptgrund der Etablierung des Mitropa-Pokals ein wirtschaftlicher. Entwickeln sollte sich ein attraktiver Wettbewerb zur finanziellen Absicherung der führenden, und das hieß hauptstädtischen, Vereine seiner Kernländer. In Österreich (1924/25), Ungarn (1925) und der Tschechoslowakei (1926) war

kurz zuvor der Profifußball eingeführt worden, dessen Ausfinanzierung allein über die nationalen Meisterschaften sowie mittels Auslandstourneen nicht realisierbar war. Mit der sombartianisch klingenden Formel von der »Geburt des Europacups aus dem Geiste des Vereinsdefizits« ist der Ausgangspunkt trefflich beschrieben.⁴

Der Kunsthistoriker **DIRK SUCKOW** arbeitet im Verbundprojekt »Kunstdenkmäler«, das in einem interaktiven Wissensportal zahlreiche, besonders forschungsrelevante Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa erschließt. Der Artikel stammt aus Vorarbeiten für eine größere Publikation zum Fußball in Ostmitteleuropa.

Selbst ehemals Fußballer stellte er als Schiedsrichter, Verbandspräsident, Trainer und rastloser Strippenzieher einen zentralen Akteur des österreichischen und europäischen Fußballs in der Zwischenkriegszeit dar, wobei ihm nicht zuletzt seine Vielsprachigkeit

Abb. 3 Austria Wien vor dem Finalhinspiel gegen Sparta Prag in Wien 1936

Vorüberlegungen für einen derartigen Wettbewerb gab es seit Beginn der 1920er Jahre, die ausgeprägte Vernetzung führender Funktionäre ließ diesen dann binnen Kurzem Realität werden. Spiritus Rector des Unternehmens war Hugo Meisl (1881–1937).

und sein diplomatisches Talent zu Erfolg verhalfen.⁵ Unter seiner Ägide sollte der Mitropa-Pokal zum ersten bedeutenden wie modellbil-

denden europäischen Vereinspokalwettbewerb werden, mithin zum Vorläufer der späteren Europacups und der heutigen Champions League. Als Wettbewerbstrophäen zirkulierten zwei Pokale, deren einer der »Providentia« des gleichnamigen Wiener Neumarkt-Brunnens (Georg Raphael Donner, 1737–1739) nachgebildet war. **Abb. 2** Die »Providentia« erscheint des Wettbewerbs besonders angemessen, sollte dieser doch in puncto Konzeption, Kommerzialisierung, Bedeutung und Resonanz weit in die Zukunft des europäischen Vereinsfußballs weisen.

Ausgetragen wurde der Pokal zwischen 1927 und 1940, wobei die Länderzusammensetzung mehrfach wechselte. Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei bildeten die Konstanten, dies bis zur Erosion des Wettbewerbs nach 1938. Zunächst waren auch jugoslawische Teams beteiligt, welche jedoch ab 1929 durch Teilnehmer aus Italien abgelöst wurden, die als wichtige Säule im Gesamtgefüge bis zum kriegsbedingten Verzicht 1939 integriert blieben. Später kamen noch Mannschaften aus der Schweiz (1936–1937) und Rumänien (1937–1940) sowie erneut aus Jugoslawien (1937–1940) hinzu, welche vom sportlichen Niveau her aber keine wesentliche Bereicherung darstellten.

Abb. 4 Platzwahl beim Halbfinalmatch Rapid Wien – Viktoria Žižkov 1928

Deutschen Mannschaften blieb eine Teilnahme verwehrt, da der DFB formal am Amateurstatus des Fußballs festhielt und



Wettkämpfe mit Profiteams boykottierte. Generell war der Mitropa-Pokal permanenten Modifikationen unterworfen und sein Fortbestand Ergebnis ständiger Neuaushandlung. Dabei bildet er vielfach die (sport) politischen Entwicklungen, Affinitäten oder Konfliktlinien der Zwischenkriegszeit ab, wie etwa eine Annäherung des faschistischen Italien an Österreich und Ungarn. Besonders drastisch zeigt sich das gerade im schließlichen Niedergang des Pokals mit dem Ausscheiden österreichischer Mannschaften nach der Annexion 1938 sowie tschechischer Teams in der Folge der Errichtung des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren. Das Finale des letzten Jahrgangs zwischen Ferencváros Budapest und Rapid Bukarest wurde 1940 aufgrund des Zweiten Weltkrieges nicht mehr ausgespielt.

Fußball als Massenereignis und Kunstform

Seine enorme Faszination konnte der Mitropa-Pokal gerade deshalb entfalten, weil der Fußball spätestens nach dem Ersten Weltkrieg von einem Sport der Ober- und Mittelschichten zu einem Element der

Abb. 5 Szene der Partie Rapid Wien – Hajduk Split 1927



Massenkultur geworden war. ^{Abb. 3, 4} Akustisch vermittelt, beeinflusste er in dessen Wiener Jahren auch Elias Canettis Überlegungen zu einer Theorie der Masse. Zum Jahr 1927 (nach dem 15. Juli) hält dieser in seiner Lebensgeschichte fest, wie er regelmäßig »Ohrenzeuge« der Geräuschkulisse vom Rapid-Platz in Wien-Hütteldorf wurde:

»Aber während der sechs Jahre, die ich dieses Zimmer bewohnte, versäumte ich keine Gelegenheit, diese Laute zu hören. Den Zustrom der Menschen sah ich unten bei der Stadtbahnstation. Wenn er um diese Tageszeit dichter als üblich erschien, wusste ich, dass ein Match angesetzt war, und begab mich auf den Platz am Fenster meines Zimmers. Es fällt mir schwer, die Spannung zu beschreiben, mit der ich dem unsichtbaren Match aus der Ferne folgte. [...] Es waren zwei Massen, das war alles, was ich wusste, von gleicher Erregbarkeit beide und sie sprachen dieselbe Sprache. [...] Manchmal [...] saß ich während des Ereignisses am Tisch in der Mitte meines Zimmers und schrieb. Aber was immer es war, was ich schrieb, kein Laut vom Rapid-Platz entging mir. [...] Es war eine laute Nahrung, die ich auf diese Weise empfang, in nicht zu großen Abständen.«⁶

Wahrscheinlich wurde Canetti so auch »Hörer« des ersten Mitropacupspiels von Rapid, das die Wiener am 14. August 1927 vor 18.000 Zuschauern auf der Pfarrwiese mit 8:1 gegen Hajduk Split gewannen. ^{Abb. 5} Zumeist entsprach die Resonanz den hohen Erwartungen der Vereine, die Spiele des Jahrgangs 1934 sahen – als Höchstwert – insgesamt 505.000 Menschen, die Finalpartien 1936 zwischen Austria Wien und Sparta Prag zogen ca. 100.000 Zuschauer an. Die Pokalsiege gingen ausnahmslos in die fußballerisch avancierten Länder, je vier nach Österreich und Ungarn, drei in die Tschechoslowakei und zwei nach Italien. Zum Rekordspieler avancierte Jaroslav Burgr von Sparta Prag mit 50 Einsätzen, als Rekordschütze ging György Sárosi von Ferencváros Budapest mit 49 Treffern in die Statistik ein.

Über solche Rekordmarken hinaus war der Pokal »Spielfläche« von Ausnahmekönnern, die Teil des kollektiven Gedächtnisses und kulturelle Ikonen wurden. So etwa Matthias Sindelar (1903–1939) oder Giuseppe Meazza (1910–1979), die in den Finals 1933



Abb. 6 Renée Sintenis, *Fußballspieler*, 1927

zwischen Austria Wien und A.S. Ambrosiana-Inter Mailand auch direkt aufeinandertrafen. Ihrem außergewöhnlichen Spiel verdankt sich mit, dass Fußball erstmals dezidiert als Kunstform wahrgenommen und beschrieben wurde. So hielt Alfred Polgar über Sindelar fest:

»Er hatte sozusagen Geist in den Beinen. Es fiel ihnen, im Laufen, eine Menge Überraschendes, Plötzliches ein, und Sindelars Schuss ins Tor traf wie eine glänzende Pointe, von der aus erst der meisterliche Aufbau der Geschichte, deren Krönung sie bildete, recht zu verstehen und würdigen war.«⁷

Zudem wird der Fußball zum Gegenstand der bildenden Kunst, wofür die Bronzeskulptur *Fußballspieler* von Renée Sintenis (1888–1965) ein herausragendes Beispiel gibt. Dass sie im Premierenjahr des Mitropa-Pokals 1927 entstand, kann als bezeichnender Zufall gelten. Sintenis fängt den finalen Moment eines Vollspannschusses mit solcher Akkuratess ein, das der Betrachter um die Figur herum förmlich ein dynamisches Kraftfeld wahrzunehmen glaubt. **Abb. 6** Wenn mit der »Providentia«-Trophäe ein Objekt aus der bildenden Kunst einen Moment sportlichen Triumphes memoriert, so feiert mit der Skulptur von Sintenis der Fußball zugleich einen Triumph in der bildenden Kunst.

»Was ein richtiges Mitropacup-Match ist, muss auf der Botschaft zu Ende gespielt werden.«⁸

Internationalisierung und Professionalisierung des Fußballs bilden sich auch in der Besetzung der Mannschaften und Trainerposten ab. So wurde zum Beispiel Sparta Prag bei den Cup-Siegen 1927 und 1935 vom Schotten John Dick bzw. vom Ungarn Ferenc Szedlacsek trainiert, AGC Bologna bei seinen Titeln 1932 und 1934 von den Ungarn Gyula Lelovics bzw. Lajos Kovács. Teil der transnationalen Netzwerkbildung waren auch die »oriundi«, eine Generation südamerikanischer Spieler mit italienischen Vorfahren, die nicht wenig zu den Erfolgen italienischer Vereine wie auch zu den WM-Gewinnen Italiens 1934 und 1938 beitrugen. Neben Vernetzung und Internationalisierung war der Mitropa-Pokal zugleich ein Vehikel identitärer Grenzziehung. Wie der Sport generell Räume des Symbolischen öffnet und als Ereignis an der Schnittstelle von Öffentlichem und Privatem kollektiver Selbstverortung zuarbeitet, lässt sich hier im Konkreten beobachten. Dies gilt gleichermaßen für die junge Tschechoslowakei, Post-Trianon-Ungarn, das faschistische Italien wie das seiner hegemonialen Stellung enthobene Österreich. Für Letztes lässt sich der Zusammenhang von Fußball und der Konstruktion einer österreichischen als nicht-deutschen Identität exemplarisch zeigen an den Diskursen um das legendäre Wunderteam (das auch international gefeierte Auswahlteam der Jahre 1931–1933) und den Stil der »Wiener Schule«.⁹

Mitnichten Übertreibung ist das oben zitierte Diktum Friedrich Torbergs. Vielfach war der Mitropapokal verbunden mit Ausschreitungen, Spielabbrüchen und einem »Nachspiel« auf Verbands- oder diplomatischer Ebene. Diese nahmen vor allem in den 1930er Jahren häufig einen nationalen Unterton an. Berichte dazu waren fester Bestandteil nicht nur der Nachrichten in den großen Tages- und Sportzeitungen der Teilnehmerländer (*Illustriertes Sportblatt*, *Nemzeti Sport*, *Gazzetta dello Sport* u. a.), sie fanden Niederschlag selbst in der Regional- und Lokalpresse nicht beteiligter Länder. Streiflichtartig bildet das ein Bericht auf Seite 1 der *Obermosel-Zeitung* vom 6. Juli 1937 ab,

der die Geschehnisse der Partie Admira Wien gegen Genua 1893 schildert: »Es kam zu förmlichen Boxkämpfen zwischen den beiden Mannschaften, diesmal unter Beteiligung des Publikums. Zahlreiche Personen wurden verhaftet.« Besagtes Match ist gleichwohl nur eines in einer langen Reihe derartiger Auswüchse, zeitigte jedoch eher ungewöhnliche Folgen. Aufgrund von Sicherheitsbedenken des Genueser Polizeipräsidenten untersagte das italienische Außenministerium das Rückspiel, woraufhin das Mitropapokalkomitee beide Mannschaften vom Turnier ausschloss. Der Ereignischarakter und die mediale »Reichweite« des Mitropacups zeigen sich indes auch an einem Detail wie den Postsonderstempeln, die im Zusammenhang der Finals von Sparta Prag mit Ferencváros Budapest (1935) bzw. mit Austria Wien (1936) verwendet wurden.

Nach 1945 scheiterten alle Versuche, den Mitropa-Pokal in alter Bedeutung zu revitalisieren. Die politische Situation des Eisernen Vorhangs hatte diesem die

ursprüngliche Grundlage entzogen. Zwar wurde die Neuaustragung 1955 von der ein Jahr zuvor gegründeten UEFA beschlossen, doch der von dieser parallel geschaffene Europapokal der Landesmeister setzte neue politisch-institutionelle Rahmen und war auf Dauer sportlich konkurrenzlos. Dennoch führte der Mitropa-Pokal in diversen Formaten bis 1992 ein Nachleben als weitgehend unbedeutender Wettbewerb, dessen letzter Sieger Borac Banja Luka wurde. Wenn überhaupt stärker wahrgenommen, dann primär als Gelegenheit für in Europa eher nachrangige Teams, einen internationalen Titel zu erringen. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Erinnerungspolitik des AC Mailand, der den Pokal 1982 am Tiefpunkt der glanzvollen Vereinsgeschichte gewann, diesen in seinem offiziellen Web-Auftritt aber heute verleugnet. Aus einem prestigieösen Massenereignis der Zwischenkriegszeit war seinerzeit längst ein Nebenschauplatz geworden, dessen »Bespielung« man in der Erinnerung lieber übergeht.

- 1 THEWELEIT, Klaus: Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell. Köln 2004.
- 2 MAGRIS, Claudio: Donau. Biographie eines Flusses. München 1991, 19.
- 3 MARSCHIK, Matthias/SOTTOPIETRA, Doris: Erbfeinde und Haßlieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport. Münster u. a. 2000, 170–284.
- 4 FRANTA, Robert/WEISGRAM, Wolfgang: Ein rundes Leben. Hugo Meisl – Goldgräber des Fussballs. Wien 2005, 152.

- 5 HAFER, Andreas/HAFER, Wolfgang: Hugo Meisl oder: die Erfindung des modernen Fußballs. Göttingen 2007.
- 6 CANETTI, Elias: Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931. Frankfurt/Main 1981, 240.
- 7 A. P. [Alfred POLGAR]: Abschied von Sindelar. In: Pariser Tageszeitung, 25.01.1939, 3.
- 8 TORBERG, Friedrich: Lieben Sie Sport? In: Die Tante Jolesch oder Der Unter-

gang des Abendlandes in Anekdoten/ Die Erben der Tante Jolesch. München 2013, 493.

- 9 SUPPANZ, Werner: »Voll Freude am Schönen und am Wirken, aber ohne Sinn für das Praktische«. Konstruktionen von Identitäten und Alteritäten über den »österreichischen Fußball«. In: Mapping contemporary history. Hg. v. Margit FRANZ u. a. Wien 2008, 77–105.

DIETMAR MÜLLER

Staaten als Opfer, Staaten als Täter

Das Attentat von Marseille 1934 und seine völkerrechtlichen Folgen

Am 9. Oktober 1934 ereignete sich in Marseille ein Attentat, dem der jugoslawische König Aleksandar I. Karadjordjević und sein Gastgeber, der französische Außenminister Louis Barthou, zum Opfer fielen. Eben erst an Land gegangen, fuhren die beiden durch die jubelnde Menge, als die tödlichen Schüsse fielen. ^{Abb. 1, 2} Viele Zeitgenossen fühlten sich damals an das zwanzig Jahre zurückliegende Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo erinnert. Nicht nur die äußeren Gegebenheiten wiesen Parallelen auf – bei beiden politischen Morden wurden hohe staatliche Würdenträger in Automobilen erschossen –, man deutete insbesondere die möglichen politischen Implikationen auf ähnliche

Abb. 1 Aleksandar I. neben Louis Barthou kurz vor ihrer Ermordung



Weise: Hatten die tödlichen Schüsse in Sarajevo den Untergang der Imperien in Europa eingeleitet, so drohten nun diejenigen von

Marseille, die territoriale und politische Nachkriegsordnung zu beenden. Der Völkerbund reagierte auf dieses die europäische Öffentlichkeit schockierende Ereignis mit der Einrichtung eines Expertenkomitees zur internationalen Unterdrückung des Terrorismus, das schließlich 1937 eine Terrorismuskonvention vorlegte.

Die völkerrechtlichen Reaktionen auf das Attentat innerhalb des Völkerbundes erlauben es, ein Schlaglicht auf die Anfänge des Völkerstrafrechts in der Zwischenkriegszeit zu werfen. Dabei tritt ein Spannungsverhältnis zwischen politischen Ereignissen und der Entwicklung neuer völkerrechtlicher Normen und Institutionen zu Tage, denen das Forschungsprojekt »Verrechtlichungsprozesse in den internationalen Beziehungen« am GWZO nachgeht. Es fällt nämlich auf, dass zahlreiche Innovationen im modernen

Abb. 2 Überwältigung des Attentäters



Völkerrecht auf Versuche der internationalen Gemeinschaft zurückzuführen sind, insbesondere ostmittel-europäisches Konfliktgeschehen zu regeln, und dass bei Formulierung und Propagierung von Völkerrecht es gerade Völkerrechtler aus dieser geographischen Region sind, die eine überaus wichtige, bisher jedoch weitgehend übersehene Rolle innehatten.

Doch zurück nach Marseille. Dort konnten in recht kurzer Zeit die polizeilichen Ermittlungen klären, dass die unmittelbaren Täter aus Kreisen der Kroatischen Aufstandsorganisation *Ustaša* sowie der Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation (IMRO bzw. *Vätreshna Makedonska Revoljucionna Organizacija*, kurz VMRO) kamen.¹

Beide Organisationen hatten Jugoslawien zum gemeinsamen Feind erklärt und agierten bei ihren Aktionen aus Staaten heraus, die, wie sie, eine Revision der Nachkriegsordnung anstrebten: Neben Albanien und Bulgarien waren dies Ungarn und Italien.² Das Marseiller Attentat wurde von den beiden militanten anti-jugoslawischen Gruppen vom ungarischen Janka-Puzta sowie von den italienischen Orten Fontecchio und San Demetrio aus geplant, wo man mit Wissen Budapests und Roms Ausbildungslager unterhielt.³ ^{Abb. 3} Die politische Konstellation des Attentats spiegelte somit den in der Zwischenkriegszeit herrschenden Antagonismus revisionistischer und anti-revisionistischer Staaten wider.

Der Völkerbund reagiert

Im November 1934 beschäftigte sich auf Antrag Jugoslawiens und mit Unterstützung Frankreichs die Plenarversammlung des Völkerbundes mit dem Attentat. Die Diskussionen mündeten schließlich am 10. Dezember 1934 in die Einsetzung eines Expertenkomitees zur internationalen Unterdrückung des Terrorismus.⁴ Unter dem Vorsitz von Henri Carton de Wiart und mit Vespasian Pella als Berichterstatter arbeiteten in der Folgezeit Delegierte aus elf Staaten im Komitee. Im November 1937 legte es schließlich zwei Konventionen vor: die *Konvention zur Verhinderung und Bekämpfung des Terrorismus* sowie die *Konvention zur Gründung eines Internationalen Strafgerichtshofes*.⁵ Die Absicht der Terrorismuskonvention sowie eine generische Definition des Terrorismus wurden in Artikel 1 wie folgt festgelegt:

»(1) 1. *The High Contracting Parties, reaffirming the principle of international law in virtue of which it is the duty of every State to refrain from any act designed to encourage terrorist activities directed against another State and to prevent the acts in which such activities take shape, undertake as hereinafter provided to prevent and punish activities of this nature and to collaborate for this purpose.*

2. *In the present Convention, the expression »acts of terrorism« means criminal acts directed against a State and intended or calculated to create a state of terror in the minds of particular persons, or a group of persons or the general public.«*

In Artikel 2 wurde diese generische Definition mit Beispielen konkretisiert, wonach Aktionen gegen folgende Personen, Institutionen und Personenkreise als Terrorismus gelten sollten:

»(2.) 1. *Any wilful act causing death or grievous bodily harm or loss of liberty to:*
 (a) *Heads of States, persons exercising the prerogatives of the head of State, their hereditary or designated successors;*
 (b) *The wives or husbands of the mentioned persons;*
 (c) *Persons charged with public functions or holding public positions when the act is directed against them in their public capacity.«*

Da hier weniger die rechtstechnischen, vielmehr die politischen Aspekte der Terrorismuskonvention im Mittelpunkt stehen sollen, sei lediglich hervorgehoben, dass eindeutig der Staat sowie seine Repräsentanten als vor terroristischen Akten zu schützende Entitäten im Zentrum der Regelungen standen, während Individuen oder Bevölkerungsgruppen, mithin die Gesellschaft, lediglich als davon abgeleitete Größen firmierten. Diese Staatszentriertheit wird besonders in der Nennung der Staatsoberhäupter, ihrer Nachfolger und Ehegatten sowie staatlicher Würdenträger erkennbar.

Während der Kommissionsarbeiten am Begriff des »Terrorismus« sowie an den Konventionen zu dessen Ächtung und seiner völkerstrafrechtlichen Verfolgung begann sich allerdings eine Position herauszubilden, die sich der völkerrechtlichen Mehrheitsmeinung entgegenstellte, wonach Staaten bzw.

deren Repräsentanten nur als Opfer terroristischer Anschläge in Frage kamen. Die neue Konzeption sah vor, dass Staaten auch als Täter in Betracht gezogen werden müssen, dann nämlich, wenn sie Verbrechen gegen die eigene Bevölkerung begehen und dementsprechend völkerrechtlich belangt werden sollten. Die damals vorherrschende Meinung vom Staat als Opfer vertrat unter anderem der rumänische Völkerrechtler und Diplomat Vespasian Pella, während der polnisch-jüdische Völkerrechtler und Vater des »Genozid«-Begriffs Raphael Lemkin für den Beginn einer menschenrechtlichen Konzeption des Minderheitenschutzes stand.

Lemkin vs. Pella: Staaten als Opfer, Staaten als Täter

Pella und Lemkin personifizierten zwei, von der konkreten Situation unabhängige Schulen im Völkerrecht: einerseits die realistische, auf den Staat und dessen Interessen fokussierte und sich in der Diplomatenkarriere Pellas niederschlagende Position und andererseits die idealistische Haltung des reinen Völkerrechtlers Lemkin, welche die staatliche Macht-

politik transzendierte und auf unhintergehbare Rechte von Individuen abstellte.

Interessanterweise kannten Pella und Lemkin einander aus

Abb. 3 Der Attentäter (Mitte) im Ustaša-Lager Janka Pusztá, Ungarn (um 1934)



intensiver Zusammenarbeit innerhalb der 1925 unter französischer Ägide gegründeten *Association Internationale de Droit Pénal (AIDP)*. Innerhalb dieses internationalen Verbands von Juristen arbeiteten insbesondere die Vertreter aus den anti-revisionistischen Staaten Ostmittel- und Südosteuropas daran, den politischen *status quo* völkerrechtlich abzusichern. Seit Mitte der 1920er Jahre konzentrierten sie sich auf die völkerrechtliche Strafbarkeit eines Angriffskrieges. In seinem 1925 erschienenen juristischen Hauptwerk *La Criminalité collective des États et le droit pénal de l'avenir*⁶ definierte Pella den Tatbestand, was als Vorbereitungen zu einem Angriffskrieg inkriminiert werden sollte, so weitreichend, dass dies einer Kriminalisierung jeglichen politischen Revisionismus gleichkam. »Verfehlungen, begangen durch die Staaten« enthielten zum Beispiel auch folgende Punkte:

- »e) Die Tatsache, dass ein Staat auf seinem eigenen Gebiete die Vorbereitung von Attentaten duldet oder selbst solche vorbereitet, oder dass er Banden von Übeltätern begünstigt, die Einfälle auf die Gebiete der anderen Staaten unternehmen;
- f) Die Einmischung eines Staates in die inneren politischen Kämpfe eines anderen Staates durch finanzielle Subventionen oder durch Unterstützungen irgendwelcher Art, die gewissen politischen Parteien bewilligt werden.«⁷

Pellas begriffliche Anstrengungen müssen in Zusammenhang mit dem außenpolitischen Bedrohungsszenario der Bukarester Politik jener Zeit gelesen werden. Aus dem Ersten Weltkrieg war Rumänien auf der Seite der Entente als Sieger hervorgegangen und konnte durch den Zugewinn der Provinzen Siebenbürgen, Bukowina und Bessarabien sein Territorium sowie seine Bevölkerung mehr als verdoppeln. Bereits im Balkankrieg 1912/13 war die Süddobrukscha hinzugekommen. Die rumänischen Eliten verfolgten daher einen außenpolitisch streng anti-revisionistischen Kurs, den mehrere Verträge und Bündnisse absicherten.⁸ Gegen die Sowjetunion und zum Schutz Bessarabiens schloss Rumänien 1921 einen Militärpakt mit Polen, gegen Ungarn und zum Schutz Siebenbürgens war die Kleine Entente (1920/21–1938) mit den Bündnispartnern Tschechoslowakei und Jugoslawien gedacht,⁹ und gegen Bulgarien hatte man schließlich zum Schutz der Süddobrukscha den

Balkanpakt (1934–1937) mit den Bündnispartnern Türkei, Griechenland und Jugoslawien geschlossen. Aus Bukarester Perspektive war der Bestand des neuen Großrumänien durch Aktivitäten in den neu hinzugekommenen Provinzen gefährdet, die allerdings – abhängig von der jeweiligen Minderheit sowie von der ideologischen Selbstbeschreibung und außenpolitischen Ausrichtung der revisionistischen Staaten – ein je eigenes Gepräge hatten. Für die Lage in Siebenbürgen fürchtete man Mitte der 1920er Jahre nach dem Untergang der Ungarischen Räterepublik unter Béla Kun, der ja nicht zuletzt durch die Intervention rumänischer Truppe herbeigeführt worden war, vornehmlich mangelnde Loyalität der ungarischen Minderheit sowie politischen Revisionismus seitens Budapests.¹⁰ Dass sich Bukarest bezüglich der Dobrudscha bedroht fühlte, resultierte nicht nur aus der fehlenden Loyalität der bulgarischen Minderheit und dem politischen Revisionismus in Sofia, sondern hinzu kam eine militärische Komponente. Vornehmlich in der südlichen Dobrudscha, im sogenannten Cadrilater, operierten zahlreiche Organisationen wie die Innere Dobrudschanische Revolutionäre Organisation (*Vătreșna Dobrudžanska Revoljuccionna Organizacija, VDRO*), die nicht selten von bulgarischem Staatsgebiet aus rumänische Kolonisten sowie staatliche Einrichtungen mit Waffen angriffen.¹¹ In Bessarabien schließlich sah die Bukarester politische Klasse neben Revisionismus und Bändertätigkeit einen dritten Typus der Bedrohung ihres territorialen *status quo* am Werk. Hier wurde vermutet, seitens der Sowjetunion und der Komintern werde ideologisch grundiert die Zugehörigkeit der Provinz zu Rumänien in Frage gestellt, da diese neue Ordnung gleichbedeutend mit einer bürgerlich-großgrundbesitzerlichen Klassenherrschaft sei.¹²

Zwei unterschiedliche Karrieren

Wie Rumänien sah sich auch Polen vom Revisionismus bedroht, so dass Bukarest und Warschau gleichermaßen an dessen Eindämmung mittels neuer völkerrechtlicher Konzepte interessiert waren. Während Pellas Karriere vom Juristen zum Völkerrechtsdiplomaten ganz im Dienste der anti-revisionistischen



Abb. 4 Raphael Lemkin, 1950
Interessen Rumäniens verließ, ließ sich Lemkin seit Anfang der 1930er Jahre nicht mehr

ohne Weiteres von der polnischen Außenpolitik in Dienst nehmen. Ihre divergierenden völkerrechtlichen Positionen hatten erhebliche Auswirkung auf ihre Karrierewege und beides war in gewisser Hinsicht durch Abstammung und Verwurzelung in der politischen Klasse des jeweiligen Landes vorgeformt. Der 1897 in Râmnicu Sărat geborene Pella war nur drei Jahre älter als Lemkin, der 1900 im ostpolnischen Ozerisko zur Welt gekommen war. Lemkin wuchs als Sohn eines jüdischen Landpächters in bescheidenen Verhältnissen und, aufgrund des Verbots für Juden im Russischen Reich auf dem Land zu siedeln und sich mit Landwirtschaft zu beschäftigen, im Gefühl individueller Rechtsunsicherheit auf.¹³ Pellas Vater hingegen gehörte zur politischen Elite Rumäniens, er war Bürgermeister von Râmnicu Sărat sowie als Mitglied der Nationalliberalen Partei zunächst Deputierter und später Senator im rumänischen Parlament. Der Sohn Vespasian trat in die Fußstapfen des Vaters und war als Mitglied der

DIETMAR MÜLLER ist Historiker in der Projektgruppe »Verrechtlichungsprozesse in den internationalen Beziehungen: Prägungen des Völkerrechts durch Konflikte im östlichen Europa seit 1850« und beschäftigt sich dort unter anderem mit dem Völkerstrafrecht und der Europäischen Donaukommission. Zuletzt erschien von ihm (zusammen mit Béatrice von Hirschhausen, Hannes Grandits, Claudia Kraft und Thomas Serrier) im Wallstein Verlag *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken* (2015).



Abb. 5 Vespasian Pella, undatiert

Nationalliberalen Partei von 1922 bis 1928 Abgeordneter in der Deputiertenkammer.¹⁴

Pellas diplomatische Karriere begann 1927, als er Delegierter Rumäniens beim Völkerbund wurde, wo er insbesondere in Kommissionen aktiv war, die sich mit Strafrecht beschäftigten. Seine regen Aktivitäten und

die eingebrachten Memoranden in der Interparlamentarischen Union sowie

in den Juristenorganisationen erhielten nun dadurch ein gesteigertes Gewicht, dass sie von einem Diplomaten stammten.¹⁵ Eine vergleichbar starke Stellung wie Pella hatte Lemkin zu keinem Zeitpunkt der Zwischenkriegszeit inne.¹⁶ Als Staatsanwalt sowie als Dozent an der Warschauer Freien Universität und als Referent für die Sektion Strafrecht in der Kodifikationskommission Polens war er vornehmlich mit Lehre und Forschung an der Universität beschäftigt. Zudem wurde er von Warschau als Experte für Völkerrechtsfragen auf Tagungen der AIDP geschickt – nicht jedoch als Diplomat oder Politiker. Die Unterschiede zwischen Lemkin, dessen internationaler Aktionsradius von der Gunst polnischer Regierungsstellen abhing, und dem als Juristen-Diplomaten agierenden Pella wurden im Zusammenhang mit der Terrorismuskonvention in den 1930er Jahren erneut deutlich. ^{Abb. 4, 5}

Internationale Strafgerichtsbarkeit – zwei Konzepte und ihre späte Realisierung

Noch 1931, auf der vierten Konferenz der AIDP in Paris, trat Lemkin als Delegierter Polens auf und fungierte neben dem Rumänen Andrei Rădulescu als einer der beiden Berichterstatter. Während letzterer jedoch ganz im Sinne der rumänischen Bedrohungsängste bestrebt war, Terrorismus als Bedrohung der öffentlichen Ordnung durch Kommunisten und

Anarchisten zu fassen, zielten Lemkins Interventionen auf eine umfassendere Definition des Terrorismus.¹⁷ Sein Entwurf für die nächste Konferenz der AIDP in Madrid 1931 hatte dementsprechend keinen offiziellen Charakter mehr, mit der Folge, dass er zwar in Lemkins Abwesenheit diskutiert, letztlich aber abgelehnt wurde. Der eigentliche Grund hierfür war jedoch inhaltlicher Natur, denn Lemkin hatte eine zentrale Prämisse der bisherigen Diskussionen verworfen und eine gänzlich neue Richtung eingeschlagen. Er brach mit der bisherigen Herangehensweise, Terrorismus vornehmlich über die Intentionen der Täter sowie über attackierte Personen und Institutionen zu definieren. Im Mittelpunkt seines Ansatzes standen vielmehr universal gefasste Rechtsgüter wie »internationale Verkehrs- und Kommunikationsmittel, die für das Funktionieren einer friedlichen internationalen Ordnung unerlässlich« waren.¹⁸ Als vor Akten des »Vandalismus« und der »Barbarei« zu schützende Güter nannte er weiterhin Werke der bildenden Kunst oder Bibliotheken sowie Angehörige einer bestimmten gesellschaftlichen oder ethnischen Gruppe. Während Lemkins später verfasste autobiographische Reflexionen nicht frei sind von einer nachträglichen Anpassung seines in den 1930er Jahren entwickelten Terrorismusbegriffs an seinen Genozidbegriff der späten 1940er Jahre, kann gleichwohl festgehalten werden, dass er die Beziehung zwischen Staaten und Individuen schon früh in mehrfacher Hinsicht rekonfigurierte. Bis dahin und noch in der Konvention von 1937 definierte man internationalen Terrorismus als Gewaltakte, die Individuen auf Repräsentanten und Institutionen eines Staates möglicherweise mit Unterstützung durch andere Staaten verübten. Nicht explizit, aber mittels Auslassung intendiert, figurierte nun auch bei Lemkin der Staat nicht mehr nur als möglicher Aggressor in internationaler Perspektive, sondern auch gegen seine eigenen Bürger. Für Lemkin reichten die bis dahin funktionierenden Institutionen des Völkerstrafrechts nicht aus, um Taten wie den türkischen Völkermord an den Armeniern, auf den er in seiner Autobiographie wiederholt verweist, zu sanktionieren. Konsequenterweise forderte er daher die Gründung eines Internationalen Strafgerichtshofes.

Auch das Expertenkomitee unter Federführung Vespasian Pellas hatte 1937 die Gründung eines Internationalen Strafgerichtshofes gefordert.¹⁹ Obwohl



Abb. 6 Internationaler Strafgerichtshof in Den Haag, kurz vor Fertigstellung

in dieser Initiative der Staat nicht als Aggressor gegenüber der eigenen Bevölkerung konzipiert war, stellte bereits die Aussicht einer institutionalisierten internationalen Strafgerichtsbarkeit für die meisten Staaten einen derart massiven Eingriff in die eigene Souveränität dar, dass lediglich dreizehn Staaten die Konvention unterzeichneten. Die Terrorismuskonvention hatten immerhin noch neunzehn Staaten unterzeichnet. Jedoch trat keine der beiden Konventionen in Kraft, da lediglich Indien und mit Einschränkungen Mexiko die erste Konvention und kein einziger Staat die Einrichtung eines Internationalen Strafgerichtshofes ratifizierte.²⁰ Es bedurfte mehrerer ad hoc Kriegsverbrechertribunale in Nürnberg (1945) und in Den Haag (für das ehemalige Jugoslawien 1993 und für Ruanda 1994), bevor die politische Konjunktur nach dem Ende des Kalten Krieges die Einrichtung des ständigen Internationalen Strafgerichtshofes 2002 mit Sitz ebenfalls in Den Haag ermöglichte. **Abb. 6**

- 1 MILIĆEVIĆ, Vladeta: Der Königsmord von Marseille. Das Verbrechen und seine Hintergründe. Bad Godesberg 1959.
- 2 TROEBST, Stefan: Mussolini, Makedonien und die Mächte 1922–1930. Die »Innere Makedonische Revolutionäre Organisation« in der Südosteuropapolitik des faschistischen Italien. Köln–Wien 1987.
- 3 MILIĆEVIĆ (wie Anm. 1), 33 f.
- 4 KOVÁCS, Pétér: Le grand précédent: la Société des nations et son action après l'attentat contre Alexandre, roi de Yougoslavie. In: *European Integration Studies* 1/1 (2002), 30–40. – MONIER, Frédéric: L'attentat de Marseille (9 octobre 1934): récidive et terrorisme dans les années trente. In: *La Révolution française* 1 (2012), 2–14.
- 5 Convention for the Prevention and Punishment of Terrorism and Convention for the Creation of an International Criminal Court, beide 1937, in: FERENCZ, Benjamin B.: *An International Criminal Court*. Bd. 1: Half a Century of Hope. London 1980, 380–398. – Vgl. SAUL, Ben: The Legal Response of the League of Nations to Terrorism. In: DERS.: *Defining Terrorism in International Law*. Oxford 2010, 171–176.
- 6 PELLA, Vespasian V.: *La Criminalité collective des États et le droit pénal de l'avenir*. Bucarest 1925. Als Annex findet

- sich hier auch das Memorandum an die Adresse der Interparlamentarischen Union in Washington 1925 in französischer, englischer und deutscher Sprache.
- 7 PELLA (wie Anm. 6), 337: Memorandum: Verbrecherischer Charakter des Angriffskrieges und Organisation einer internationalen Abwehr.
- 8 MOISIUC, Viorica: *Premisele izolării politice a României 1919–1940* [Die Voraussetzungen der politischen Isolation Rumäniens 1919–1940]. București 1991.
- 9 MACHRAY, Robert: *The Little Entente*. New York 1970.
- 10 KOVÁCS-BERTRAND, Anikó: Der ungarische Revisionismus nach dem Ersten Weltkrieg. Der publizistische Kampf gegen den Friedensvertrag von Trianon (1918–1931). München 1997.
- 11 SCHMIDT-RÖSLER, Andrea: Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg: Die Grenzziehung in der Dobrukscha und im Banat und die Folgeprobleme. Frankfurt/Main 1994, 101–119.
- 12 KING, Charles: *The Moldovans. Romania, Russia, and the Politics of Culture*. Stanford/CA 2000, 36–62.
- 13 *Totally Unofficial. The Autobiography of Raphael Lemkin*. Hg. v. Donna-Lee FRIEZE. New Haven–London 2013, 3–24.

- 14 DUȚU, Mircea: *Vespasian V. Pella (1897–1952)*. București 2012, 11–13.
- 15 Ebd., 35 f. – IACOBESCU, Mihai: *România și Societatea Națiunilor 1919–1929* [Rumänien und der Völkerbund 1919–1929]. București 1988, 192–194.
- 16 KRAFT, Claudia: *Völkermord als delictum iuris gentium – Raphael Lemkins Vorarbeiten für eine Genozidkonvention*. In: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 4 (2005), 79–98, hier 81 f.
- 17 DIES.: *Völkermord im 20. Jahrhundert. Rafał Lemkin und die Ahndung des Genozids durch das internationale Strafrecht*. In: *Finis Mundi – Endzeiten und Weltenden im östlichen Europa*. Festschrift für Hans Lemberg zum 65. Geburtstag. Hg. v. Joachim HÖSLER und Wolfgang KESSLER. Stuttgart 1998, 91–110.
- 18 DIES. (wie Anm. 16), 89.
- 19 Pella warb für die Einrichtung eines Internationalen Strafgerichtshofes auch nach dem Zweiten Weltkrieg; vgl. PELLA, Vespasian V.: *Towards an International Criminal Court*. In: *The American Journal of International Law* 44/1 (1950), 37–68.
- 20 FERENCZ (wie Anm. 5), 53 f.

STEFAN TROEBST

Der Balkan in Bunzlau

Die Vertreibung der Polen aus Bosnien 1946 und ihre Ansiedlung in Bolesławiec

In die zweite Hälfte der 1940er Jahre, dieser unmittelbar an die Weltkriegsjahre 1939 bis 1945 anschließenden »Zwischenzeit«, fiel das in der bisherigen Menschheitsgeschichte gigantischste zwangsmigratorische Geschehen. Dies gilt dabei mitnichten nur für Europa, hier vor allem für seine Osthälfte, sondern auch und gerade für Asien sowie eingeschränkt für den Nahen Osten. Auch wenn die Nennung von Zahlen nicht selten problematisch ist, können für Europa etwa 20 Millionen, für Asien, hier Indien und Pakistan etwa 12 Millionen und für Palästina fast eine Million Zwangsmigranten angenommen werden, die über Staatsgrenzen flohen oder vertrieben wurden. Hinzu kam das millionenfache Deportationsgeschehen in Josef Stalins Sowjetunion, in der ganze Völker hin und her geschoben wurden, aber auch andernorts kam es zu erzwungenen Binnenumsiedlungen. ^{Abb. 1}

Zur Problematik der Zahlen kommt die Schwierigkeit der Begrifflichkeit hinzu. Zwangsmigration meint terminologisch ja nicht nur anthropogene Ursachen, sondern kann auch auf Dürren und Schädlingsinvasionen samt Hungersnöten, auf Epidemien sowie auf Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüche, Tsunamis und andere Naturkatastrophen zielen. Allerdings gibt es für menschengemachte Zwangsmigration keinen handlichen Begriff. Hinzu kommt die gleichfalls schwierige Unterscheidung zwischen Flucht und Vertreibung. Unter Völkerrechtlern wird daher neuerdings über einen Straftatbestand namens »Fluchtverursachung« diskutiert. Gemeint ist damit das gezielte Verbreiten von Angst vor Gewalt, um somit nur vermeintlich freiwillige Migrationsbewegungen auszulösen. Und im Zuge des blutigen Zerfalls des jugoslawischen Bundesstaates in der ersten Hälfte der 1990er Jahre hat der politische

Kampfbegriff der »ethnischen Säuberung« als besonders grausame Form von Vertreibung sowie nicht selten als Vorstufe von Völkermord in Rekordzeit völkerrechtliche Qualität gewonnen.

Flucht, Vertreibung und »Repatriierung«

Dass in Bolesławiec (deutsch Bunzlau) seit dem späten Mittelalter Keramik hergestellt wird und dass dort 1597 der Barockdichter Martin Opitz geboren wurde, ist allseits bekannt. Weniger bekannt hingegen ist, dass 1946 in der Stadt am Bober mehr als 14.000 aus dem jugoslawischen Bosnien vertriebene Polen angesiedelt wurden, die in zweiter wie dritter Generation mehrheitlich heute noch dort leben – daher die spöttische Bezeichnung »Mała Jugosławia« (»Klein-Jugoslawien«).

Die »Galizier« in Bosnien

Zwischen 1895 und 1905 siedelten 830 Familien polnischsprachiger römisch-katholischer Bauern aus dem habsburgischen Galizien gemeinsam mit griechisch-katholischen (unierten) Ukrainern bzw. Ruthenen (Russinen) in die seit 1878 habsburgisch verwaltete osmanische Provinz Bosnien um. In der bosnischen Krajina um Banja Luka, in der nordbosnischen Region Posavina und in Zentralbosnien um Sarajevo erwarben die von ihrem südslawischsprachigen Umfeld »Galizier« genannten Siedler Land aus dem Besitz ehemaliger muslimischer Grundeigentümer. 1910 lebten ca. 11.000 Polen in zwölf polnischen Kolonien sowie in etwa dreißig gemischten Siedlungen Bosniens. Im Königreich der Serben,

Kroaten und Slowenen (ab 1929 Königreich Jugoslawien) wurden 1921 neuerlich etwa 11.000 Polen in Bosnien gezählt, deren Zahl bis zum Zweiten Weltkrieg auf über 15.000 anstieg.

Auf die stetig zunehmende Migration reagierte das 1920 in Banja Luka eingerichtete Konsulat Polens mit einer dezidiert polnischen Schul- und Kulturpolitik, die allerdings zu wachsenden interethnischen Spannungen zwischen zugewanderten Polen und Ukrainern auf der einen Seite und der in den genannten Siedlungsschwerpunkten mehrheitlich orthodox-serbischen, autochthonen Bevölkerung führte. Im Unabhängigen Staat Kroatien gerieten die bosnischen Polen zwischen die Fronten des innerjugoslawischen Bürgerkriegs und wurden Ziel von Angriffen der serbisch-nationalistischen Tschetnik-Bewegung. Am Kriegsende unterstützten sie mehrheitlich die kommunistischen Tito-Partisanen, so im Mai 1944 im nordbosnischen Prnjavor (deutsch Neugrad), wo sie ein einhundert Mann starkes Bataillon aufstellten.

Rückführung der drangsalierten Polen

Im Zuge der Entstehung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien eskalierte im Winter 1944/45 der Konflikt zwischen Polen und bosnischen Serben, die mit der Tschetnik-Bewegung sympathisierten. Der wiedergegründete Verband der Polen in Jugoslawien (*Savez Poljaka u Jugoslavii/Związek Polaków w Jugosławii*) stellte daraufhin am 1. Juli 1945 ein Gesuch an die Führung der neuen jugoslawischen Republik Bosnien und Herzegowina nach Polen ausreisen zu dürfen. Rechtliche Streitigkeiten standen dem jedoch im Wege: Denn während die bosnischen Polen Entschädigung für Immobilien und Grundbesitz forderten, verweigerte die Republikführung in Sarajevo ihnen dies nicht nur, sondern bestand zudem auf Kompensation, die die Ausreisewilligen für das mitgeführte Vieh und Futter sowie die Lebensmittel hätten zahlen sollen. Ebenfalls im Juli 1945 reiste eine Delegation bosnischer Polen nach Warschau zu Gesprächen mit dem Staatlichen Repatriierungsamt. Man unternahm außerdem eine Erkundungsreise nach Niederschlesien. Am 20. Oktober 1945 schickte die Delegation dann ein Memorandum an Bolesław

Bierut, den Vorsitzenden der Provisorischen Regierung Polens, in dem die Region um die niederschlesische Stadt Bolesławiec als am geeignetsten für die Ansiedlung der bosnischen Polen bezeichnet wurde.

Im Winter 1945/46 spitzte sich der polnisch-serbische Gegensatz in Bosnien noch weiter zu: Die Behörden der Republik verteilten jetzt Waffen an die Bewohner polnischer Dörfer, damit sich diese vor Angriffen ihrer serbischen Nachbarn schützen konnten. Zugleich flohen

mehrere hundert Polen aus Gebirgsdörfern in Städte wie Prnjavor. Am 6. Dezember 1945 drängten die bosnischen Polen in einem Brief, diesmal an das jugoslawische Staatsoberhaupt Josip Broz Tito, erneut auf ihre umgehende Ausreise. Nach einem Besuch des polnischen Botschafters in Jugoslawien, Jan Karol Wende, in Prnjavor am 25. Dezember kam es am 2. Januar 1946 zur Unterzeichnung eines jugoslawisch-polnischen Regierungsprotokolls, das die Übersiedlung der Polen aus Jugoslawien in die Republik Polen auf der Basis ersatzlosen Verzichts auf Immobilien und Grundbesitz sowie unter Mitnahmen von Baumaterialien und kleiner Stückzahlen an Vieh regelte. Zur Abwicklung wurden eine gemischte polnisch-jugoslawische Übersiedlungskommission sowie eine jugoslawische Kommission zur Übernahme des Besitzes der polnischen Kolonisten eingerichtet. Vom 28. März bis zum 2. November 1946 verließen 32 Konvois mit 14.088 Personen, darunter 7.405 Kinder und Jugendliche, die Republik Bosnien und Herzegowina in Richtung Slavonski Brod (deutsch Brod) auf der kroatischen Seite der Save. Per Bahntransport ging es von hier nach Polen weiter.

Abb. 1 Migrationsbewegungen 1944–1948

STEFAN TROEBST ist Professor für Kulturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig und Stellvertretender Direktor des GWZO. Der hier abgedruckte Artikel geht in Teilen auf Vorträge zurück, die er in den letzten Monaten zu Zwangsmigration in Mittel- und Osteuropa gehalten hat. Dem Thema ist auch das gemeinsam mit Michael Wildt herausgegebene Heft 1 (2016) der Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung *Comparativ* gewidmet. In der »Armenier-Reihe« des GWZO beim Böhlau-Verlag ist aktuell der zusammen mit Konrad Siekierski herausgegebene Band *Armenians in Post-Socialist Europe* erschienen.



Dem bosnischen Historiker Husnija Kamberović zufolge wurden die Polen »systematisch aus der jugoslawischen Teilrepublik Bosnien und Herzegowina vertrieben«. Das »Gesuch der Polen, das Land verlassen zu dürfen«, war ihm zufolge ein »formal freiwilliges, in Wirklichkeit jedoch erzwungenes«. ¹ Die polnische Soziologin Julita Karaś hingegen spricht von einer bilateral geregelten »Remigration« und »Repatriierung« bzw. »Ausreise und Rückkehr in die Heimat«, die auf einhelligen Wunsch der Betroffenen erfolgte. ² Als Grund für diesen Wunsch gibt sie politische Instabilität, wirtschaftliche Krise und Bandenkriminalität im Nachkriegsjugoslawien an.

Repatriierung der Geflüchteten

Wie von den bosnischen Polen 1945 vorgeschlagen, konnten sie sich 1946 mehrheitlich in Bolesławiec samt Umland niederlassen. Behördenseitig erhielten die von ihrer polnischsprachigen Umwelt als »Bosnier« oder »Jugoslawen«, aber auch pejorativ als »Jugole« (in etwa »Jugos«) Bezeichneten den administrativen Status von Repatriierten, der sie den zeitgleich aus der UdSSR zwangsumgesiedelten Polen, den »Von jenseits des Bug Gekommenen«, gleichstellte. Bis in die 1960er Jahre hinein bestimmte der Gegensatz zwischen den aus Zentralpolen übersiedelten Polen einerseits sowie den »Jugole« und den »Von jenseits des Bug Gekommenen« (und Ukrainern, Deutschen, Juden, Griechen, Makedoniern sowie aus Frankreich repatriierten Polen) andererseits das öffentliche Leben in Bolesławiec und Umgebung.

In der Kleinstadt am Bober resultierten die multiplen Migrationsprozesse erzwungener wie freiwilliger Art der Jahre 1945–1950. Flucht und Vertreibung der Deutschen sowie bei Rückkehr neuerliche Vertreibung, »Repatriierung« von Polen aus den Ostgebieten, Zuzug



von Polen aus dem Landesinneren, Zwangsansiedlung von Ukrainern, Flucht von Polen aus Jugoslawien, Neuansiedlung von aus Deutschland und anderen Teilen Europas zurückkehrenden Zwangsarbeitern und Displaced Persons, Ansiedlung von Makedoniern und Griechen als Flüchtlinge aus dem Griechischen Bürgerkrieg – all dies bewirkte einen nahezu totalen Bevölkerungsaustausch, dessen Ergebnis neue Multiethnizität und damit anfänglich nicht selten interethnische Spannungen waren.

Bis heute findet in Bolesławiec übrigens alljährlich nicht nur ein »Festival Bunzlauer Keramik« (ein Relikt aus deutscher Zeit), sondern auch ein »Südslawisches Kulturfestival« statt. ^{Abb. 2} Außerdem erinnert die Partnerschaft Bolesławiec' mit Prnjavor in der Republika Srpska, dem serbisch dominierten Landesteil von Bosnien und Herzegowina, daran, was beide Städte miteinander verbindet. ^{Abb. 3}

Abb. 2 Südslawisches Kulturfestival in Bolesławiec



Abb. 3 Restaurant mit dem Namen der Partnerstadt Prnjavor

1 KAMBEROVIĆ, Husnija: Polnische Siedler in Bosnien und Herzegowina seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. In: Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hg. v. Klaus J. BADE u. a. Paderborn 2008, 889 f.

2 KARAŚ, Julita: Reemigranci z Jugostawii w Bolesławcu – pół wieku później [Remigranten aus Jugoslawien in Bolesławiec – ein halbes Jahrhundert danach]. In: Sprawy Narodowościowe 12 (2003), 217–232. – BUCZEK, Czesław:

Repatrianci z Jugostawii na ziemi bolesławskiej [Repatrianten aus Jugoslawien in der Region Bolesławiec]. In: Rocznik Dolnośląski 8 (1983), 159–178.

Schmiede des sozialistischen Menschen

Das Kollektivhaus von Litvínov

ARNOLD BARTETZKY

Seit dem 19. Jahrhundert träumten Architekten, Sozialreformer und Politiker immer wieder von der Erschaffung einer besseren Gesellschaft durch kollektive Lebensformen. Im nordböhmischen Litvínov, nur gut 150 Kilometer von Leipzig entfernt, ist ein bauliches Großrelikt der gescheiterten Utopie zu besichtigen. Eine überfällige Erkundungsreise

Die schmale Landstraße führt über Orte mit nie gehörten Namen. Sie werden immer kleiner und die Abstände zwischen ihnen immer größer. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen, über viele Kilometer kommt kein einziges Auto entgegen. Danach gibt es nur noch Wald und Gebirg, selbst am Grenzübergang ist niemand zum Durchwinken da. Einige Minuten später ist Litvínov, mein Reiseziel, erreicht.

In der etwas amorphen Arbeiterstadt auf der tschechischen Seite des Erzgebirges pulsiert auch nicht gerade das Leben. Was nicht erstaunlich ist, denn Litvínov ist durch industriellen Niedergang und Bevölkerungverlust gebeutelt. Das unweit gelegene Chemiewerk, der größte Betrieb in der Gegend, hat nur noch ein Sechstel seiner einst 12.000 Beschäftigten.

Vor einigen Jahrzehnten aber war das Werk, das nach dem Zweiten Weltkrieg nach Stalin benannt wurde, nicht nur für die Industrie der Tschechoslowakei von großer Bedeutung. Es tat sich auch mit einem großangelegten Wohnungsbauprojekt hervor, das zum Labor für die Formung des neuen, sozialistischen Menschen werden sollte. Im Jahr 1946 fand dafür ein Architekturwettbewerb statt, aus dem die Architekten Evžen Linhart und Václav Hliský als Sieger hervorgingen. Nach ihrem Entwurf wurde seit 1947 das *Koldům*, eine Anlage mit 800 Wohnungen für Arbeiter, errichtet. Das Akronym steht für »kolektivní dům«, zu Deutsch: Kollektivhaus.



Das Konzept des Koldüm sah vor, einen Großteil des Alltagslebens, darunter Essenseinnahme, Haushaltsführung und Kindererziehung, zu vergemeinschaften und zugleich den privat genutzten Raum auf ein Minimum zu beschränken. Es zielte zum einen auf Zeit-, Raum- und Kostenersparnis durch Rationalisierung. Neben dieser technokratischen Idee, die Wohnen und Alltagsleben als zu optimierende Betriebsabläufe auffasste, lag dem Kollektivhaus aber auch eine Sozialutopie mit totalitären Zügen zugrunde. Durch Verlagerung eines Großteils der Privatsphäre in die Öffentlichkeit, Zurückdrängung des Individualismus, weitreichende Trennung der Eltern von ihren Kindern, verschiedene Vorschriften zur Lebensführung und soziale Kontrolle sollte die kollektive Lebensform für eine sozialistische Gesellschaft entwickelt werden.

Die Architekten haben für dieses Programm einen so monumentalen wie funktional schlüssigen Gebäudekomplex entworfen. Er besteht aus zwei Hochhäusern mit Kleinwohnungen, zwischen die ein niedrigerer Verbindungsbau mit den Gemeinschaftseinrichtungen eingespannt ist. Die beiden parallel angeordneten Hochhäuser haben eine geknickte Form, mit der sich die Anlage auf der der Straße zugewandten Vorderseite öffnet, so dass eine einladende, ehrenhofartige Platzsituation entsteht. Die über lange Flure erschlossenen, teilweise maisonnetteartig auf zwei Etagen angeordneten Ein- bis Dreizimmerwohnungen mit ganz kleinen Küchen bzw. Kochnischen ermöglichen nur in eingeschränktem Maße private Haushaltsführung und Familienleben. Dafür bot der Mittelbau ein breites Spektrum großzügiger Gemeinschaftsräume und Serviceeinrichtungen, von professionell betriebener Großküche mit geräumigem Speisesaal, über Kindergarten und Schule samt Schlafsaal, eine Bibliothek und etliche Aufenthalts-, Arbeits- und Festräume, eine Wäscherei, einen Lebensmittelladen,

eine Reparaturwerkstatt, einen Friseursalon und Sportsaal bis zu einer Gesundheitsklinik.

Ich finde das etwas abseits des Stadtzentrums, in reizvoller Landschaft am Gebirgsrand gelegene Ensemble etwa so vor, wie ich es von historischen Aufnahmen kannte. Das Äußere hat sich, von den wohl um die Jahrtausendwende eingesetzten Fenstern mit zeittypischen Plastikrahmen in Pink abgesehen, kaum verändert. Unübersehbar ist aber der Nutzungswandel. Anstelle einer begrünten Freifläche mit spielenden Kindern findet sich auf der Vorderseite ein asphaltierter Parkplatz. Die Anzahl der parkenden Autos ist aber überschaubar, und nur selten passiert ein Mensch den Platz, denn das Koldüm hat heute nur noch etwas mehr als 500 Bewohner, die meisten von ihnen ziemlich betagte Leute. Lange muss ich warten, bis eine Eingangstür aufgeht, um mich ins Innere zu schleichen.

In den Wohnhochhäusern haben sich Teile der bildkünstlerischen Originalausstattung aus der Zeit des Sozialistischen Realismus erhalten. In einem Empfangsfoyer zeigt ein Mosaik ein nacktes Kleinkind, flankiert von einer Männer- und einer Frauengestalt, die sich ihm fürsorglich zuwenden. Fein gearbeitete,



figürliche Glasbausteine mit Gestalten wohlgeratener Werktätiger bei Arbeit und Freizeit dekorieren ein Treppenhaus. Im Unterschied zum leidlich instandgehaltenen Außenbau wirkt das Innere allerdings ziemlich muffig und marode. Die schmucklosen Flure haben sehr lange keinen Anstrich mehr gesehen, ein paar kümmerliche Pflanzen in Plastiktöpfen machen die Tristesse perfekt.

Der Mittelbau steht fast vollständig leer. Nur ein Kindergarten und ein kleiner Lebensmittelladen sind noch in Betrieb. Auf der Fassade prangen noch die Schriftzüge *Restaurace* und *Hotel Koldûm*, doch hinter den Fenstern ist kein Leben zu sehen. Schade, dass mir entgeht, was von den Gemeinschaftsräumen übrig geblieben ist, denke ich – keine Chance.

Dann aber treffe ich Bohumil Drexler, der mich freundlich in sein kleines Büro am Eingang hereinwinkt. Herr Drexler – sportliche Statur, mittellanges blondes Haar mit Schnauzer, rosafarbenes Hemd über weißer Hose – wohnt seit den fünfziger Jahren im Koldûm und arbeitet jetzt als Verwalter des Komplexes. Zuvor war er Direktor des Hotels, das nach

Aufgabe der meisten Gemeinschaftseinrichtungen und dem Umbau nach einem Brand den größten Teil des Mittelbaus einnahm, bis es 2011 pleiteging. Herr Drexler erzählt über das Koldûm und seine Bewohner von einst und jetzt, zeigt alte Fotos, auf denen er als junger Mann zu sehen ist. Ich freue mich über die unverhoffte Begegnung mit einem so kundigen wie auskunftsfreudigen Informanten. Und dann passiert eines jener kleinen Wunder, die ein Grund dafür sind, dass es uns immer ostwärts zieht: Herr Drexler holt kurzentschlossen einen Schlüsselbund heraus und führt mich durch das leerstehende Hotel.

Die Räumlichkeiten wirken so, als wenn sie erst vor einigen Tagen verlassen worden wären. Einrichtungsgegenstände aus der Erbauungszeit des Koldûm haben sich hier nicht erhalten, dafür wird man von einem bis in die Details konservierten, inzwischen denkmalwürdigen Schick der frühen postsozialistischen Jahre empfangen. Die Hotelbar und der Tanzsaal erinnern mich mit ihren feisten Polstern aus schwarzem Kunstleder, schweren Wandvertäfelungen aus dunklem Holzfurnier und weinroten Teppichböden



an die »Dancing Bars« im Polen der frühen neunziger Jahre. In dem in strahlendem Weiß eingerichteten Friseursalon scheint eine Phalanx voluminöser Trockenhauben auf mit Lockenwicklern garnierte Kundinnen zu warten, die sich schnatternd oder in Illustrierten blättern die Zeit vertreiben. Während ich über das musealisierte Interieur staune, erzählt Herr Drexler von glamourösen Festen und prominenten Gästen, die das Hotel in seinen besseren Tagen gesehen hat.

Der heutige Zustand des Litvínover Koldům mit seiner schrumpfenden, überalterten Bewohnerschaft und dem geisterhaften Mittelbau hat verschiedene Ursachen. Er steht aber zeichnerhaft für das Scheitern einer Utopie, die eine lange Vorgeschichte hat. Die Idee, durch Kollektivierung des Wohnens und Alltagslebens eine neue Gesellschaft hervorzubringen, lässt sich mindestens bis in die Zeit der sogenannten Utopischen Sozialisten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Der französische Gesellschaftskritiker Charles Fourier etwa entwarf das *Phalanstère*, einen Palastkomplex für eine ideale Produktions- und Wohngenossenschaft, die auf gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Alltag und freier Liebe gründen sollte. Während Fouriers Visionen unrealisiert blieben, verwirklichte der britische Unternehmer Robert Owen in den Vereinigten Staaten seine mit *New Harmony* betitelte Idee einer Produktions- und Lebensgemeinschaft, die aber rasch an der Realität scheitern sollte. Zur Vorgeschichte des Kollektivhauses gehören auch einige Konzepte der Wohnungsreform und der Frauenbewegung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Das gilt besonders für das Einküchenhaus, das durch gemeinsame Versorgung aller Hausbewohner mit einer Großküche Zeitersparnis für Hausfrauen und damit Emanzipation von der Knechtschaft der Haushaltsführung versprach, allerdings ebenso wenig den Praxistest bestand.

Projekte für Kollektivhäuser, die konzeptionell bereits weitgehend dem Koldům von Litvínov entsprachen, wurden in mehreren Ländern gleichzeitig seit den zwanziger Jahren entwickelt. So publizierte etwa der deutsche Avantgardearchitekt Adolf Rading 1924 ein Modell für ein *Gemeinschaftshaus*. Fünf Jahre später baute er für die Breslauer Bauausstellung *Wohnung und Werkraum* (WuWa) ein Haus für Arbeiterfamilien mit kleinen Wohnungen und großzügigen Gemeinschaftseinrichtungen. Seine Idee bestand nach

eigenen Worten darin, »die Enge der isolierten Einzelwohnung wettzumachen – die Hoffnungslosigkeit der verloren an einem kleinen, winkligen Treppenhaus liegenden Mietwohnungen zu verwandeln in eine lebendige und bewusste Zusammengehörigkeit« und damit »die Familien zur Gemeinschaft zu erziehen«.

Damit traf Rading allerdings nicht die Bedürfnislage seiner Zielgruppe. Keine einzige Familie ist in das Haus eingezogen, das heute als Studentenwohnheim genutzt wird.

Ein besonders wichtiges Thema waren Kollektivhäuser – oder Kommunehäuser, wie sie dort genannt wurden – in der frühen Sowjetunion, wo sie als eines der Schlüsselinstrumente für die Umgestaltung der Gesellschaft fungieren sollten. Sie gehörten zu den von dem Politiker und Stadtplaner Nikolaj Miljutin



ARNOLD BARTETZKY, Fachkoordinator für Kunstgeschichte am GWZO, beschäftigt sich hauptsächlich mit Architektur, Denkmalpflege, Stadtentwicklung und politischer Ikonographie seit dem 19. Jahrhundert. In der Projektgruppe »Utopische Gemeinschaften – Ideen, Realisierungsversuche, Nachwirkung« hat er sich das Thema Architektur und der Traum von einem besseren Menschen vorgenommen.



propagierten »sozialen Transformatoren«, mit denen die Architekten »das selbstbezogene Individuum der kapitalistischen Gesellschaft« zu einem »gut informierten Kämpfer für eine sozialistische Gesellschaft, in der die Interessen des Einzelnen mit den Interessen aller übereinstimmen«, umformen sollten. Bezüglich des Ausmaßes und des Tempos dieser Transformation hatte es in der Sowjetunion verschiedene Konzepte und erbitterte Diskussionen gegeben, die unlängst Joan-Louis Cohen im gehaltvollen Ausstellungskatalog *Architecture engagée* (hg. von Winfried Nerdinger, München 2012) nachzeichnete. Für die radikalsten Befürworter der Kommunehäuser hatte die Familie keinen Platz mehr in der sozialistischen Gemeinschaft. So kündigte der Architekt Nikolaj Kuzmin 1928 an: »Das Proletariat muss unverzüglich mit der Vernichtung der Familie als eines Organs der Unterdrückung und Ausbeutung beginnen. Im Kommunehaus wird die Familie [...] eine rein kameradschaftliche, physiologisch notwendige und historisch unvermeidliche Verbindung zwischen dem arbeitenden Mann und der arbeitenden Frau sein.«

Rund zehn Kommunehäuser wurden in der Sow-

jetunion errichtet. Einige von ihnen boten Wohnraum für mehrere Tausend Menschen. Sie zeigen strenge Formen des Funktionalismus. Entsprechend dem revolutionären Wohnkonzept war die Architektur der konstruktivistischen Avantgarde eine natürliche Wahl für den Bautyp. In den späten zwanziger Jahren schien dem Kommunehaus die Zukunft des sowjetischen Wohnens zu gehören. Um 1930 zeichnete sich aber ein Kurswechsel ab. Bald verurteilte eine Parteidiskussion die überstürzten Versuche zur Umgestaltung des Wohnens. Stalins konservative Wende, die eine Rückkehr zur traditionellen Einfamilienwohnung und zugleich zum monumentalen, historisierenden Städtebau verordnete, war vollzogen.

Ein besonders starkes Interesse fand die Kollektivhausidee auch unter linksgerichteten Architekten und Theoretikern in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit. Um 1930 wurden mehrere Entwürfe publiziert und bei Wettbewerben für Wohnungsbauten eingereicht. Doch keines von ihnen kam zur Ausführung, und die von der Sowjetunion inspirierten sozialistischen Architekten der Tschechoslowakei sahen sich bald Repressalien ausgesetzt. Die Idee der Kollektivierung des Alltagslebens blieb aber weiterhin ihr Anliegen, wie unser Kooperationspartner Vladimír Šlapeta im oben genannten Ausstellungskatalog zeigen konnte.

Ein günstiges politisches Klima für Kollektivhäuser bestand in den dreißiger Jahren dagegen in Schweden, nachdem die Sozialdemokraten mit ihrem Wohlfahrtsstaatskonzept des *Volksheims* die Wahl gewonnen hatten. Schwedens erstes Kollektivhaus wurde 1935 in Stockholm fertiggestellt. Es war ein über die Grenzen des Landes hinaus beachtetes soziales Experiment, an dem prominente linke Intellektuelle und Politiker mitgewirkt hatten. Das Haus, in dem sendungsbewusste Vertreter der kulturellen Elite unter wissenschaftlicher Anleitung kollektives Leben und antiautoritäre Erziehungsmethoden erprobten, sollte zu einem Modell für den angestrebten gesellschaftlichen Wandel werden. Doch es wurde nach wenigen Jahren zum sozialen Desaster. Die Familien mit Kindern zogen bald aus, wenn sie nicht vorher zerfallen waren. Die Gemeinschaftseinrichtungen, zuerst die Wäscherei, wurden nach kurzer Zeit aufgegeben, das Restaurant konnte sich nur dank auswärtiger Gäste halten. Aus dem kinderreichen Labor der Zukunft

wurde ein Domizil von Alleinstehenden und Alten.

Trotz des wiederholten Scheiterns des Modells entstanden in der Tschechoslowakei nach 1945 noch zwei Kollektivhäuser – neben dem *Koldům* in Litvínov existiert bis heute noch ein Vertreter des Bauplans in der Industriestadt Zlín. Ein Grund für dieses Nachleben ist wohl nicht zuletzt das besondere Interesse an der Kollektivhausidee in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit.

Das *Koldům* von Litvínov konnte allerdings wegen einer politisch induzierten Baunterbrechung in der Zeit des orthodoxen Stalinismus ab 1949 erst Ende der fünfziger Jahre fertiggestellt werden. Im Unterschied zum Stockholmer Kollektivhaus, das ein selbstorganisiertes Projekt bürgerlicher Intellektueller war, handelte es sich hier um ein paternalistisches Projekt für die Arbeiterklasse, das stärker der sowjetischen Tradition folgte. Verglichen mit den sowjetischen Vorbildern war das *Koldům* gleichwohl ein Luxuskollektivhaus mit liberalen Zügen. Es bot eine größere Vielfalt an Wohnungstypen, die ein gewisses Maß an Individualität ermöglichten, und die Familie sollte nicht mehr eliminiert werden.

Das kollektive Leben hat allerdings auch in Litvínov nie funktioniert. So berichtet Herr Drexler, dass

es die Bewohner von Anfang an vorgezogen hätten, in ihren Miniküchen für sich selbst zu kochen und in den engen Wohnungen die Mahlzeiten mit ihrer Kleinfamilie einzunehmen, statt sich in der Gemeinschaftskantine der Kollektivspeisung hinzugeben. Daran konnten auch die sehr niedrigen, subventionierten Preise für das Kantinenessen nichts ändern. Wie in einem Sog zog es Bewohner in die Enge des Privaten, die Angebote der Gemeinschaftseinrichtungen wurden ignoriert bis sabotiert. Keine praktischen Erleichterungen des Alltags, keine Arbeitersparnis, keine Sanktionsandrohungen und erst recht keine Verheißungen des Kollektivismus kamen gegen das Bedürfnis nach Privatheit an.

Die Idee der Kollektivierung des Wohnens und die Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft durch mehr Gemeinschaft im Alltagsleben sind damit aber nicht erledigt. Sie lebten in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen – in der Regel milderer – Formen immer wieder auf. Die Suche nach neuen gemeinschaftsstiftenden Wohnformen gewinnt auch heute neue Aktualität, wie die Debatten und viele Bauprojekte in verschiedenen Ländern zeigen. Für einige alternative Hausgemeinschaften in Leipzig hat sich sogar der Name Kollektivhaus eingebürgert.



stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Pax vivat – Es lebe der Friede

STEFAN HERFURTH zeigt, warum das Ende des Dreißigjährigen Krieges im estnischen Narva mit einem Feuerwerk gefeiert wurde

Im Zuge der Forschungen zur Stadtentwicklung Narvas im Zeitalter der Nordischen Kriege förderte eine Bestellung im Reichsarchiv Stockholm eine bemerkenswerte Abbildung zu Tage. In der Kategorie *Karten und Zeichnungen* aus den Jahren 1632 bis 1691 befindet sich eine detaillierte Gouache anlässlich der Feier des Westfälischen Friedens in Narva am 8. Dezember 1649. Das betreffende Bild fällt besonders durch seine Größe auf, da es mit einer quadratischen Seitenlänge von fast 90 cm viel Raum für eine genaue Darstellung der repräsentativen Feierlichkeiten bietet. Die Frage, die sich nun eröffnet, ist: Warum findet in einer kleinen Festungsstadt am Rande des Finnischen Meerbusens ein großes Fest zum Ende des Dreißigjährigen Krieges statt?

Die Stadt Narva und die Festung Ivangorod waren seit der Eroberung durch Pontius de le Gardie im Jahre 1581 Teil des schwedischen Konglomeratstaats und damit in die politischen und militärischen Entwicklungen Schwedens bis zur russischen Eroberung 1704 eingebunden. Für die damaligen schwedischen Ostseeprovinzen Ingermanland, Livland und Estland bedeutete der schwedische Eintritt in den Dreißigjährigen Krieg eine weitere Belastung, da man unter den ständigen Kriegsbeisteuern litt. Mit dem Vertrag von Stuhmsdorf 1635 erfolgte die Verlängerung des Waffenstillstandes von Altmark, wodurch die schwedischen Ostseeprovinzen befriedet waren, während schwedische Truppen weiterhin die Schlachtfelder im südlichen Ostseeraum bzw. im Heiligen Römischen Reich bestimmten. Das Ende des Torstenssonkrieges 1645 und der Westfälische Frieden 1648 sollten eine neue Friedenssära für das Schwedische Reich einleiten und die Vorherrschaft über das *Dominium maris Baltici* – das politische Erbe Gustav II. Adolfs – sichern. Seine Tochter Christina übernahm als Thronfolgerin – bis 1644 noch unter Vormundschaft des Reichsrates – die Herrschaft im Schwedischen Reich.

Die eingangs erwähnte Abbildung ist mit den Feierlichkeiten zur Unterzeichnung des Interim-Rezesses in Nürnberg verbunden. In der fränkischen Reichsstadt fand im Anschluss an die Unterzeichnung des Westfälischen Friedens ab April 1649 der Friedensexekutionskongress statt, der mit dem Reichs-Friedens-Rezess im Juli 1650 endete. Der Interim-Rezess war ein Produkt der noch immer laufenden Friedensverhandlungen im Anschluss an den Westfälischen Frieden von Münster. Am 25. September 1649 konnten Carl Gustav Wrangel und Karl Gustav (der spätere schwedische König Karl X. Gustav) endlich das Vertragswerk unterzeichnen und mit einem schwedischen Friedensmahl im Nürnberger Rathaussaal feiern. Schon zuvor hatte es bereits zu verschiedenen Gelegenheiten mehrere ausgiebige Festivitäten in- und außerhalb der Stadt gegeben. Zeugnis davon liefert beispielsweise eine Darstellung im *Theatrum Europaeum*, die das opulente Festmahl vom 4. Oktober 1649 zeigt, bei dem 18 Kanonen

Salutschüsse abfeuerten. Feuerwerke stellten bei Festen in der Zeit des Barock ein zentrales Moment herrschaftlicher Repräsentation dar. Sie erforderten eine umfangreiche Planungs- und Vorbereitungsphase. Deshalb wurden im Schwedischen Reich die Feierlichkeiten zum Ende des Dreißigjährigen Krieges mit dem Geburtstag der Königin Christina am 8. Dezember verbunden. Beider Ereignisse wurde an diesem Tag im gesamten Schwedischen Reich darüber hinaus mit feierlichen Gottesdiensten gedacht.

In der Stockholmer Burg *Tre Kronor* fanden die zentralen Feierlichkeiten in Anwesenheit der Regentin statt. Der erst kurz zuvor in Stockholm eingetroffene René Descartes schrieb zu Ehren der Königin das *Ballet de la Naissance de la Paix*, das zu ihrer Geburtstagsfeier uraufgeführt wurde. Neben dieser Aufführung und einem umfangreichen Bankett krönte ein Barockfeuerwerk das Fest, an welches sich ein abendlicher Ball anschloss. Dieser stand ganz im Zeichen der Königin, die sinnbildlich als Minerva den Kriegsgott Mars überwunden hatte.

Wie in Stockholm gab es auch im Außenposten Narva ein Fest mit Feuerwerk zu Ehren der Königin. Im Narvaer Rathaus waren die Bürgermeister und die Mitglieder des Stadtrates zu einem umfangreichen Bankett geladen worden. Im Anschluss daran schossen Musketen ihre Salven von den Zinnen der Hermannsfeste und der Festung Ivangorod. Das krönende Feuerwerk fand dann außerhalb des Schlosses in Flussnähe statt. Das *Lustfeuerwerk* wurde durch Teile der

schwedischen Artillerie, den sogenannten Feuerwerkern, abgebrannt. Dieses Ereignis ist es, das von Artilleriesleutnant Anders Håkansson im Bild festgehalten wurde. Seine Darstellung, deren Mittelpunkt die schwedische Königin ist, gewährt auch Einblicke in die barocke Pyrotechnik. Dem Betrachter fallen sofort die beiden Feuerwerksfontänen auf, in deren Zentrum die Königin selbst zu sehen ist, die auf einem Feuer speienden Drachen steht und ein funkensprühendes Schwert schwingt. Es ist anzunehmen, dass es sich bei dem hier Abgebildeten um ein sogenanntes lebendes Bild handelt, ein Holzbildnis, welches mit Funkenfeuersätzen ausgestattet war.

Das Feuerwerksmotiv mit Drachen hat seinen Ursprung in einer Florentiner Beschreibung aus dem Jahr 1454. In dieser wird das Untier durch ein Feuerwerk besiegt, das als Allegorie für den Frieden steht. Bei den Feierlichkeiten zum Austausch der Ratifikationsurkunden des Westfälischen Friedens im Oktober 1648 wurde diese Allegorie aufgegriffen: In Münster gehörte ein brennender Drache zum zentralen Teil des Feuerwerks. Auch bei den bereits erwähnten Nürnberger Verhandlungen und den zugehörigen Festivitäten kam im September 1649 ein bewegliches und feuerspeiendes Modell zum Einsatz, das als Schnurfeuer den Kampf zwischen





dem hundertköpfigen Drachen Ladon und Herkules symbolisierte. In der Narvaer Illustration, die Elemente des Nürnberger Ereignisses implementiert, rückt die schwedische Königin als Friedensbringerin ins Zentrum. In der Mitte des Bildes sieht der Betrachter, wie der Drache durch die Königin höchstselbst mit dem Schwert besiegt wird, das die Inschrift »Pax nobis fiat modo Christina vivat« (Es lebe der Friede, der uns durch Christina entstehe) trägt. In ihrer linken Hand hält sie in Anlehnung an das jüdische Laubhüttenfest einen Palmenzweig als Ausdruck der Lebensfreude. Die Königin wird flankiert von zwei Böllern, die Salut schießen und dabei einen Triumphbogen formen. Neben den oberhalb dieser Szene angeordneten Feuerrädern befinden sich Feuerbäume, auf denen Fahnen mit den königlichen Initialen wehen. Die Abkürzung »CRS« steht dabei nicht nur für »Christina Regina Sveciae«, sondern auch für ihren königlichen Leitspruch »Columna regni sapientia« (Weisheit ist der Grundpfeiler des Regierens). Raketenzäune, Drehfeuer und ein kleines Wasserfeuerwerk mit Effektkugeln, die in einem Bottich schwimmen, vervollständigen die Abbildung. Im Hintergrund ist der Fluss Narva erkennbar. Er dient als gestalterisches Element, da die visuellen Effekte durch Spiegelungen auf der Wasseroberfläche verstärkt werden. Es ist davon auszugehen, dass die abgebildeten Elemente des Narvaer Feuerwerks nicht alle gleichzeitig stattfanden, sondern nach einem festen Schema abgebrannt wurden. Diese Illustration eines städtischen Festes hat ihren ganz eigenen zeitgenössischen Wert, da sie die symbolische Bedeutung Narvas repräsentiert.

Narva galt im 17. Jahrhundert als Stadt mit Potential, weshalb die schwedische Krone große Hoffnungen bezüglich des Ostseehandels hegte, die sich jedoch nur teilweise erfüllten. Axel Oxenstierna hatte 1640 dem Reichsrat vorgeschlagen, Narva solle zur zweiten schwedischen Residenzstadt ausgebaut werden und der schwedische König alle vier Jahre seinen Herrschaftssitz für zwölf Monate in die estnische Stadt verlegen. Zur weiteren Expansion der Stadt und zur Steigerung ihrer überregionalen Bedeutung beschloss man, bis 1649 die russische Bevölkerung aus Ivangorod in die neue Narvaer Vorstadt, das sogenannte Hakelwerk, zu übersiedeln. Die Stadt, die Bürgerschaft und der Generalgouverneur bemühten sich um die Förderung ihrer Interessen.

Die Gleichzeitigkeit und Ähnlichkeit der Zeremonien in Stockholm und Narva verdeutlichen die herausragende Stellung und das Prestige Narvas als Stadt des schwedischen Konglomeratstaats. Die Feierlichkeiten fielen besonders umfangreich aus, was sich in den Rechnungsbüchern der Stadt niederschlug: Das Feuerwerk und die »Gasterey« kosteten den Narvaer Magistrat 1.008,50 Kupfertaler bzw. 252 Reichstaler, was zum damaligen Zeitpunkt ungefähr dem jährlich zu entrichtenden Höchststeuersatz von zwei Narvaer Großkaufleuten entspricht.

Das beschriebene Bild des Feuerwerks legte Karl Mörner, Generalgouverneur von Ingermanland und Kexholm Län, am 20. Dezember 1649 einem Brief an Königin Christina bei. Sein Schreiben gibt Auskunft über den Tagesablauf und die große abgehaltene Feier (»stoor solennitet celebrerat«). Zum Abschluss sollte nicht unerwähnt bleiben, dass das Reichsarchiv Stockholm bezeichnenderweise auf dem Feuerwerkerhügel (*Fyrverkarbacken*) im Stadtteil Marieberg liegt. Hier unterhielt die schwedische Armee bis ins 19. Jahrhundert einen Artilleriestützpunkt.

Auf den Bildfund stieß der Historiker **STEFAN HERFURTH** während einer Forschungsreise. Im Rahmen des Projekts »Bellum, commercia et artes« untersucht er die urbane Entwicklung mittelgroßer Hafenstädte im Zeitalter der Nordischen Kriege. Im Zentrum stehen dabei die architektonischen und städtebaulichen Aspekte der nordöstlichen Ostseestädte unter besonderer Berücksichtigung von Narva.

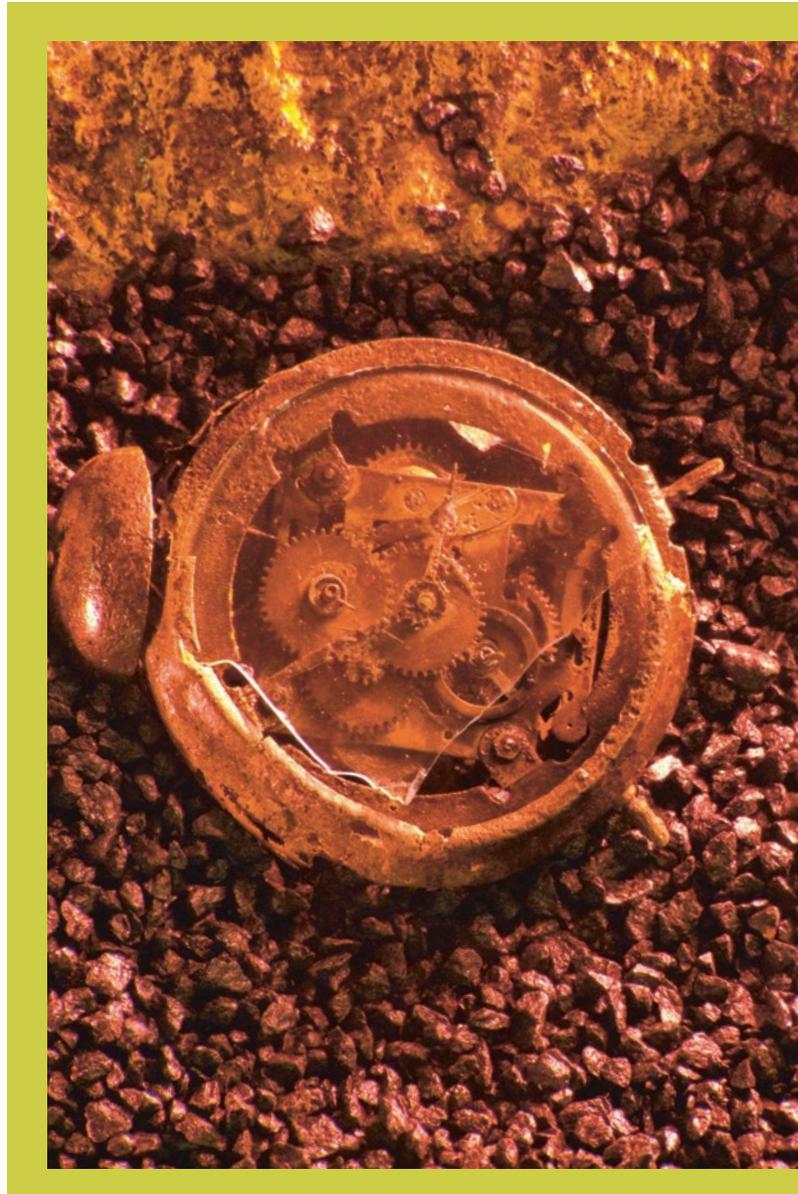
Wer hat an der Uhr gedreht?

Der Historiker CHRISTIAN GANZER muss feststellen, dass der bekannteste Wecker der Sowjetunion nicht bloß nachging

Im Augenblick des Unheils stehengebliebene Uhren haben in der Moderne die Stundengläser in den Händen des Todes abgelöst, wie sie in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Darstellungen verbreitet waren. Das *memento mori* ist nun minutengenau. Als ich vor rund zehn Jahren ein Praktikum im Museum der Verteidigung der Brester Festung in Belarus antrat, wurde mir bei einem ersten orientierenden Rundgang durch die Dauerausstellung ein solcher Gegenstand als Reliquie des Museums vorgestellt: Ein verbrannter und korrodierter Wecker auf einem Podest in Form eines fünfzackigen Sternes, drohend über ihm an der Decke angebracht – drei aus einem Hakenkreuz und dem zerrissenen deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt fallende Fliegerbomben. Ganz in der Nähe liegt die verbeulte und verrostete Hülle einer, laut Annotation, deutschen Fliegerbombe, die auf dem Territorium der Brester Festung gefunden wurde.

Das laut Objektbeschreibung »unter den ersten Explosionen stehengebliebene« Chronometer zeigt genau die Zeit des deutschen Überfalls an. Gefunden auf dem Territorium der Brester Festung scheinen der Wecker und die Installation, deren Zentrum er ist, zu belegen: Der »Große Vaterländische Krieg« hat am 22. Juni 1941 um vier Uhr morgens mit der Bombardierung der Brester Festung durch die deutsche Luftwaffe begonnen.

Als der sowjetische Außenminister Wjatschlaw Molotow am Mittag des 22. Juni 1941 im sowjetischen Radio die Bürger der Sowjetunion vom deutschen Angriff in Kenntnis setzte, hatte er vermutlich Wichtigeres im Kopf als präzise minutengenaue Angaben. In der zahlenverliebten Sowjetunion aber wurden seine Worte »heute, um vier Uhr morgens« zu einer akustischen Ikone, und man glaubte, ihr den genauen Angriffszeitpunkt entnehmen zu können. Oder zu müssen, denn Molotow sprach ja schließlich im Namen der Regierung, an seinen Worten deutete man besser nicht herum. Die populäre Kunst, die Werke wie das Lied *Am 22. Juni, genau um vier Uhr* hervorbrachte, verfestigte die Auffassung, um genau vier Uhr morgens hätten an der gesamten





Front die Kampfhandlungen eingesetzt. Bis heute rufen die vielfach wiederholten Worte »genau um vier Uhr« nur eine Erinnerung wach – die an den Kriegsbeginn. Insofern war der Grabungsfund im Oktober 1956 ein Glücksfall, der akustischen Ikone konnte eine visuelle zur Seite gestellt werden. Zwar musste man dafür ein bisschen an dem kaputten Wecker herumwerkeln, aber die breite Rezeption schien die Richtigkeit dieser Entscheidung zu bestätigen. Und wer würde diese kleine, sagen wir, »Korrektur« jemals bemerken?

Der Unterschied zwischen Moskauer »Dekretzeit« und Mitteleuropäischer Sommerzeit (die Sommerzeit war im Deutschen Reich 1940 wieder eingeführt worden) betrug im Juni 1941 eine Stunde. Nach Berliner Zeit begann der deutsche Angriff auf die Sowjetunion um 3:05 Uhr im Bereich der Heeresgruppe Nord. Wegen des weiter

südlich etwas später eintretenden Sonnenaufgangs hatten die Truppen der Heeresgruppe Mitte, in deren Angriffsbereich auch Brest lag, den Befehl, das Feuer erst um 3:15 Uhr zu eröffnen (aus dem Feuerplan der Artillerie: »Um x Uhr schlägt der erste Schuss im Ziel ein! Daher Flugzeit bei der Feuereröffnung in Abzug bringen!«). Um 3:30 Uhr schließlich griff auch die Heeresgruppe Süd an.

Betrachtet man den Wecker genauer, so fällt auf, dass seine Zeiger nicht genau vier Uhr anzeigen. Der Minutenzeiger steht ungefähr auf vier oder fünf vor, die beiden Zeiger stehen in einem Winkel von ungefähr 135 Grad zueinander. Wohl, damit die Leute nicht zu genau hinschauen, stellte man dem Exponat in der ersten Dauerausstellung eine stilisierte (und im Format deutlich größere) Uhr zur Seite, die die »richtige« Zeit exakt anzeigte. So konnte der Wecker eine Zeit »bezeugen«, die er nicht anzeigte. Es war wohl Unachtsamkeit, die 1973 zur Veröffentlichung einer älteren Aufnahme des Weckers – und damit des Beleges der Manipulation – führte. Der Minutenzeiger steht hier ungefähr auf der Zehn, die beiden Zeiger bilden eine fast gerade Linie. Die Veröffentlichung blieb folgenlos, da zunächst niemand den Unterschied bemerkte. Der »Zeuge« der »ersten auf die Festung gefallenen Bomben« ist also bereits 25 Minuten vor den ersten Detonationen (die nicht von Fliegerbomben herrührten, solche wurden erst acht Tage später geworfen) stehengeblieben – vielleicht aber auch an irgendeinem anderen Tag um 3,50 Uhr oder 15,50 Uhr.

Am 8. November 1956 wurde das erweiterte Museum der Verteidigung der Brester Festung feierlich eröffnet – zwei Wochen, nachdem der Wecker gefunden worden war. Ein Journalist schrieb dazu einen Artikel in der Brester Zeitung *Zarja* (Die Morgenröte), in dem er auch den Wecker, »dessen Zeiger um 4:00 Uhr stehengeblieben sind« als besonders interessantes Exponat hervorhebt. Eine Antwort auf die Frage aus dem bekannten Lied *Wer hat an der Uhr gedreht?* wird sich heute kaum noch finden lassen.

Es vergingen knapp fünfzehn Jahre, bis begonnen wurde, den Wecker massiv in Druckwerken zu popularisieren. Seit Anfang der 1970er Jahre kommt kaum eine illustrierte Publikation über die »heldenhafte Verteidigung der Brester Festung« (deren achttägige Dauer den sowjetischen Propagandisten zu gering erschien, weshalb sie sie auf 32 Tage ausdehnten) ohne ein Foto des heiligen Weckers aus, häufig ist er sogar auf Buchcovern zu finden.

Fast fünfzig Jahre nach dem bedeutenden Fund, der Wecker hat mittlerweile – auch dank *Zarja* – einen hohen Bekanntheitsgrad erreicht, kann dieselbe Zeitung im Juni 2002 schreiben: »Die traurig-berühmteste Uhr der Welt ist nicht einfach stehengeblieben, als die ersten Bomben auf die Festung fielen. Mit einem stummen Schrei ihrer gestolperten Zeiger teilten sie der Welt mit, dass die von den Faschisten festgesetzte Stunde X kein Geheimnis mehr war. Dieser Augenblick um vier Uhr morgens teilte den Kalender in ein ›Vor‹ und ein ›Nach‹ des Krieges mit dem Nazismus. [...] Der Wecker ist eine Glocke, die es dem Vergessen unmöglich macht, in die Seele einzudringen.« Die Bedeutung der kaputten Uhr wächst und wächst und wächst. Wo wird sie eines Tages ankommen?

Wäre sie nicht zufällig das berühmteste Element der Dauerausstellung, könnte man die gesamte »Wecker-Bomben-Installation« gestrost aus dem Museum entfernen. Schließlich soll sie etwas symbolisieren, was sie nicht symbolisieren kann – Ort, Zeit und Art des Kriegsbeginns, zugleich aber auch den Beginn des »Großen Sieges« (eine sich durch das ganze Museum ziehende Sichtachse verbindet die Installation mit den Medaillen der »Heldenfestung«). 3:55 Uhr (die vom Wecker angezeigte Zeit) symbolisiert 4:15 Uhr (die Zeit des deutschen Angriffs auf Brest); die über dem Festungswecker hängenden Bomben symbolisieren die Bomben, die an diesem Tag nicht auf die Festung geworfen wurden; der Blindgänger einer sowjetischen 105 kg schweren Fliegerbombe symbolisiert deutsche 500 kg-Fliegerbomben (die acht Tage später geworfen wurden) ...

CHRISTIAN GANZER war dank eines »Rückkehrer-Stipendiums« des DAAD für mehrere Monate Stipendiat am GWZO und hat mit seinen Forschungen zum Mythos der Brester Festung zur Arbeit der Projektgruppe »Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas« beigetragen. Unlängst hat er gemeinsam mit Kolleginnen den Quellenband *Brest. Leto 1941 g. Dokumenty, materijaly, fotografii* [Brest. Sommer 1941. Dokumente, Materialien, Fotografien] herausgegeben.

Karel Gott und *Babička*

Wie ein Holzweg doch
zum Ziel führen kann, zeigt

MATTEO COLOMBI

Wissenschaftler geben viel darauf, dass ihre Untersuchungen logisch konzipiert und systematisch durchgeführt sind. Doch sind Logik und Systematik in der Wissenschaft (wie auch in anderen Bereichen) nicht alles, oft käme man nicht so weit, wäre nicht der Zufall – Liebhaber der Philosophie sprächen wohl eher von Kontingenz – zur Hilfe gekommen. Und nicht nur das: Logisches und systematisches Denken kann auch in die Irre führen. Nicht alle Vermutungen, selbst die plausibelsten, sind unbedingt auch zutreffend.

Alles nimmt vor etwa anderthalb Jahren seinen Anfang, als ich meiner Freundin Sophia erkläre, dass ich mich derzeit mit tschechischen Nationaldichtern des 19. Jahrhunderts beschäftige – und dabei Božena Němcová erwähne. Němcová ist der Inbegriff des tschechischen



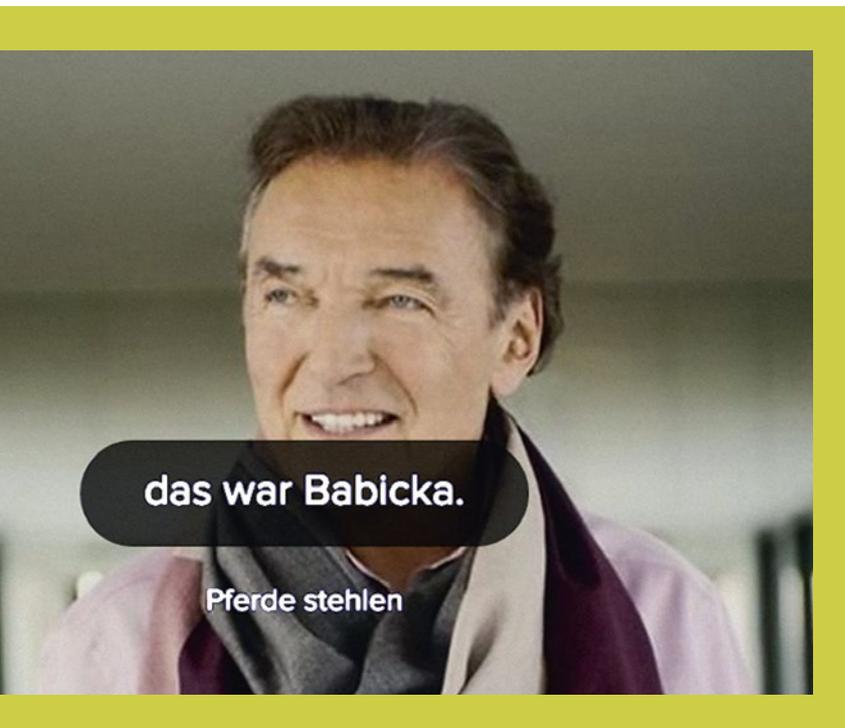
Biedermeier und Autorin von *Babička* (Die Großmutter, 1855), einem Roman, der mit sanfter Sehnsucht das Landleben einer gutherzigen, weisen Großmutter und ihrer Enkel in einem nahezu idyllischen böhmischen Tal schildert. Diese Großmutter gilt bis heute als nationales Symbol, denn *Babička* gehört zur obligatorischen Schullektüre und das Romansujet wird immer wieder in Comic, Film, Literatur und Theater aufgegriffen. Sophia schaut mich mit glänzenden Augen an und sagt: »Karel Gott!«. Ich schaue irritiert zurück, denn Karel Gott, der tschechische Schlagersänger, der im deutschsprachigen Raum große Popularität genießt, ist zwar wie Němcová eine kulturelle Ikone, aber ich kann die beiden in keinen direkten Zusammenhang bringen. Sophia erklärt mir prompt, Karel Gott sei in Deutschland unter anderem für das Lied *Babička* (1979) bekannt, in dem es um eine lustige Großmutter und ihre Enkel geht. Gotts Oma entspricht dabei ganz Němcovás Großmutter: Sie ist naturverbunden, kann gut erzählen und backen, und die Kinder fühlen sich mit ihr sogar frei, ein wenig zu mogeln. »Singen, kochen, tanzen, lachen, glücklich machen, das war Babička. Pferde stehlen, Äpfel schälen und erzählen, das war Babička«, so der Refrain. Eine schöne Zusammenfassung von Němcovás Roman!

Ich bin von meinem musikalischen Fundstück begeistert, bis auf ein Detail, das ich einfach nicht einordnen kann: Wieso nur stiehlt Karel Gotts Großmutter Pferde mit ihren Enkeln? Němcovás Großmutter hätte so etwas nie getan. Sie ist eine Figur mit Moral, die zwar Klartext mit der Obrigkeit redet, die Grenzen des Gestatteten jedoch nicht überschreitet. Diese Abweichung des Liedes vom Roman bereitet mir einige Tage Kopfzerbrechen: Ich versuche mich zu beruhigen, denn wer kennt schon in Deutschland Němcovás Roman? Wahrscheinlich

ist diese Unstimmigkeit genau mit der Absicht eingeführt worden, so meine Folgerung, die Figur der Großmutter ein wenig schelmischer, d. h. »moderner« zu machen. Ich versuche also, das merkt man!, logisch und systematisch zu denken, aber meine Freundin Sophia macht alle meine Vermutungen zunichte. Sie erinnert mich daran, dass ich – Zufall oder Kontingenz – kein deutscher Muttersprachler bin, und bringt mir bei, dass »mit jemandem Pferde stehlen« auf Deutsch eine Redewendung ist, mit der eine Person beschrieben wird, auf die Verlass ist, selbst wenn man sich mit ihr auf Dinge einlässt, die ernsthafte Konsequenzen haben können. Ich muss mir also eingestehen, dass mich meine These von einer modernisierten *Babička*-Version im Pop-Gewand auf einen Holzweg geführt hat.

Die Geschichte meines Fundstückes ist damit aber noch nicht am Ende. Mein stolzes Wissenschaftler-Ego ist gekränkt, dass sein logisches und systematisches Denken aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse eine derart schwere Niederlage

erfahren muss. Ich suche nach kompensatorischer Selbstbestätigung und beginne, das Verhältnis zwischen Karel Gott, seinem Lied und Němcová anhand der Quellen zu untersuchen – natürlich möglichst logisch und systematisch. Ich komme dabei jedoch vom Regen in die Traufe, denn die Ergebnisse meiner Forschung widersprechen allen meinen Forschungshypothesen: Gotts *Babička* ist nämlich in keinen direkten Bezug zu Němcovás Text zu bringen.



das war Babička.

Pferde stehlen

Das Lied haben zwei deutsche Kulturschaffende geschrieben – der heute populäre Musiker, Komponist und Produzent Ralph Siegel und der Liedtexter Bernd Meinunger –, die dabei wohl kaum an die tschechische Literatur gedacht haben. Siegel schreibt in seiner Autobiographie, dass ihn seine spätere Frau – eine Slowakin, die immer guter Dinge war, witzig und mit Feiertage – zu dem Lied inspirierte. Auch keine der diversen Biographien über Karel Gott, die ich gesichtet habe, weiß zu berichten, dass Lied und Roman in irgendeiner Verbindung stünden. Es sieht daher schlecht aus für meine Forschungswünsche, denn meine logisch und systematisch geführte Untersuchung belegt ziemlich eindeutig, dass – glaubt man den Quellen – Karel Gotts Lied nicht als Überschreibung von Nĕmcovás Roman betrachtet werden kann und deswegen auch das Fundstück keinen Erkenntniswert für mich bereitzuhalten scheint.

Es gibt aber noch einen letzten Akt in dieser kleinen Untersuchung, der erzählt werden will. Forschungswünsche sind nämlich, wie bekannt, schöpfungsfähig und helfen Logik und Systematik gerne dort, wo sperrige Faktensicherheit diese etwas unbeweglich macht. Forschungswünsche können beispielsweise einen Wissenshorizont erzeugen, in dem die Begegnung zwischen Gotts Lied und Nĕmcovás Roman doch möglich ist – wichtig ist dabei nur, die richtige Frage zu stellen. Ich frage mich also: Woher wissen Siegel und Meinunger denn, dass die Figur der tschechischen Großmutter beim deutschsprachigen Publikum Beifall findet? Siegel hatte ja eigentlich eine junge Frau im Kopf, verwandelt sie aber für Karel Gott in eine alte Großmutter. Warum tut er das? Das ist eine komplexe Frage, die nur ein allumfassendes Archiv beantworten kann, das Vieles und Verschiedenes über die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Vorstellungswelten der Menschen bereit hält; ganz genau – Google. *Et voilà*: Die Anfrage »Karel Gott Božena Nĕmcová Babička« lässt mich auf eine österreichische Studie zur Figur der tschechischen Großmutter im deutschsprachigen Raum stoßen, die Gott und Nĕmcová in einem Zug erwähnt. Dietmar Grieser zeigt dort, wie die Migration der tschechischen, meistens ländlichen Bevölkerung nach Wien um 1900 – aber auch zu anderen Zeiten – historisch gesehen dazu führt, dass der germanisierte Nachwuchs (halb)tschechischer (Migranten-)Familien lange Zeit mit Großmüttern tschechischer und bäuerlicher Prägung verkehrte. Diese Omas wirkten auf ihre Enkel genau so, wie Nĕmcovás Großmutter in *Babička*, deren Enkel in der fiktionalen Romanwelt im Übrigen auch halbdeutsch sind.

Also: Siegel hat wohl nicht an Nĕmcová gedacht, als er das Lied schrieb. Und auch Gott tat es nicht, als er sein Lied sang. Und doch haben beide irgendwie Nĕmcová im Sinn gehabt, denn ihre *Babička* entspricht dem Kulturtypus der »tschechischen Großmutter«, so wie dieser im deutschen kollektiven Gedächtnis, vermittelt über die österreichische Geschichte, verankert ist.

Mein Fundstück ist als solches gerettet. Obwohl sich nun die Frage aufdrängt, inwiefern die europäische Rezeptionsgeschichte von Nĕmcovás Roman die Repräsentation dieses Kulturtypus aktiv mitgestaltet hat (in Österreich wohl mehr als in anderen deutschsprachigen Gebieten) – auch wenn sich Gott und Siegel dieses Einflusses nicht mehr bewusst sind. Die Untersuchung geht weiter, aber – wenn ich bitten darf – logisch und systematisch, wie es sich gehört – umso schöner, wenn sich Zufall und Kontingenz in die Arbeit einmischen.

Der Literaturwissenschaftler **MATTEO COLOMBI** forscht zum Nachleben romantischer Nationaldichter und -dichterinnen im Projekt »Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas«. Gemeinsam mit den Projektkollegen und -kolleginnen verantwortet er das Themenheft »Transcultural Icons of East Central Europe«, das 2016 als Heft 4 der Komparatistik-Zeitschrift *World Literature Studies* erscheint.



Die Sopron Division

Drei Gedenktafeln für Flüchtlinge bringen ZSÓFIA TURÓCZY auf die Spur einer ungarisch-kanadischen Geschichte



In Budapest am Rande des Stadtwäldchens (*Városliget*) befindet sich anstelle der gestürzten Stalinstatue das Mahnmal zur Erinnerung an die ungarische Revolution von 1956, das bis heute seiner Abstraktheit wegen umstritten ist. Das Mahnmal steht an einem Ort, der im kommunistischen Ungarn als zentraler Aufmarsch- und Veranstaltungsplatz diente. Das in einem Winkel von symbolischen 56 Grad zulaufende keilförmige Denkmal besteht aus einzelnen Eisenträgern. 2006 an der Zahl, wie das Gedenkjahr. Die hohe, spitze Seite des Mahnmals bricht den Asphalt des Platzes auf – Symbol für den Riss im kollektiven Gedächtnis, das die niedergeschlagene Revolution tabuisierte und erst nach dem Ende der sozialistischen Herrschaft erinnerte. Die dynamische, nach oben strebende Formgestaltung verweist auf die Menschen, die während der gewaltsamen Aufstände aufbegehren.

Geht man auf dem schmalen Betonpfad links vom *56er-Denkmal* hinein in das Stadtwäldchen, kann man weitere Erinnerungsspuren der Revolution entdecken. Im Schatten des Mahnmals verbergen sich drei Gedenktafeln. Auf jeder steht der gleiche Text in einer anderen Sprache – Ungarisch, Französisch, Englisch. Die Steinplatten sind um einen jungen, symbolträchtigen Ahornbaum herum in den Boden eingelassen. Die Gedenktafeln sind ein Staatsgeschenk, gestiftet von Kanada. Sie erinnern an diejenigen ungarischen Flüchtlinge, die nach der gescheiterten Revolution 1956 vom kanadischen Staat aufgenommen wurden. Geehrt wird ihr Beitrag zum Wohlstand des kanadischen Staates. Auf der Feier zur Eröffnung im November 2008 betonte die damalige Generalgouverneurin Michaëlle Jean, wie Ende der 1950er Jahre die Tragödie der ungarischen Menschen, die Not, in der sich Tausende nach Kanada Geflüchtete befanden, die Kanadier zutiefst berührte. Und mit welch offenen Armen man die Ankömmlinge willkommen hieß, voll Solidarität, mit Respekt und Bewunderung für ihre Courage, alle jene Frauen und Männer, deren einziges Verschulden ihr Wunsch nach Freiheit war.

In Budapest sind diese Tafeln das einzige Denkmal eines anderen Staats zum Gedenken an die Menschen von 1956, obgleich Scharen von Ungarn über die westliche Grenze flohen und in die Welt aufbrachen. Mindestens 35 Länder nahmen damals Flüchtlinge auf, von Argentinien bis Venezuela. Warum misst nun gerade Kanada seinen ungarischen Immigranten so große Bedeutung bei? Von den insgesamt 193.885 Emigranten, die unmittelbar nach der Revolution aus Ungarn flohen, ließen sich allein 24.588 in Kanada, vor allem in Toronto, nieder. Noch heute hat Kanada die zweitgrößte ungarische Kolonie ehemaliger »56er«.

Doch weist die Geschichte der ungarischen »56er« in Kanada noch eine weitere Besonderheit auf: Nach der Niederschlagung der Revolution 1956 entschloss sich der größere Teil der Universität für Forstwirtschaft in Sopron, einer Grenzstadt im Nordwesten Ungarns, die Konse-

quenzen zu ziehen und zu fliehen. Am Vorabend der Revolution waren nämlich auch in Sopron Studierende besonders aktiv gewesen. Die Forstwirtschaft-Studenten gründeten damals eine Studentenorganisation, die Gerechtigkeit und Freiheit für Ungarn forderte. In geschlossenen Reihen war man unter der Parole »Zusammen mit den Polen« durch die Straßen von Sopron marschiert, während der Revolutionstage hatte man gemeinsam mit der Polizei die Ordnung aufrecht erhalten und am 4. November mit einfacher Bewaffnung auf die vordringenden sowjetischen Streitkräfte gewartet. Auch wenn der Zusammenstoß ausblieb, entschied sich die Mehrheit der Studenten aus Angst vor drohenden Repressalien zur Flucht, fast die Hälfte der Lehrkräfte schloss sich an. 450 Studenten und 50 Lehrer verließen das Land über die grüne Grenze nach Österreich.

Die Aufnahme der ungarischen Flüchtlinge war vor allem für Österreich eine enorme organisatorische und solidarische Leistung. Insgesamt wird ihre Zahl in den zwei Jahren nach der Revolution auf 38.000 geschätzt. Die Soproner kamen zuerst einmal ins Flüchtlingslager in St. Wolfgang, unter ihnen auch der Dekan der Universität, Kálmán Roller. Seine Bitte, den Hochschulunterricht für die geflüchteten Studenten weiter zu ermöglichen und sie auch in Zukunft als geschlossene Gruppe zu unterrichten, lehnte der Österreichische Staat allerdings ab – wahrscheinlich aus Angst vor etwaigen politischen Folgen. Der Dekan ließ sich jedoch nicht von seinem Plan abbringen und wandte sich an andere Länder. Die kanadische University of British Columbia (UPC) in Vancouver zeigte sich schließlich offen und gewillt, die gesamte Hochschulgruppe aufzunehmen. Die UPC garantierte Unterricht auf Ungarisch und die Möglichkeit, an englischsprachigen Lehrveranstaltungen teilzunehmen. Nach einigen Verhandlungen entschieden sich schließlich 200 Studenten, 28 Lehrbeauftragte und 65 Familienangehörige nach Kanada auszureisen. Am Silvesterabend 1956 verließ die Gruppe auf der Empress of Britain den Hafen von Liverpool Richtung Kanada.

Die alt-neue ungarische Hochschulgruppe begann mit 196 Studenten unter dem Namen »Faculty of Forestry, Sopron Division« auf kanadischem Boden ihre Arbeit. Insgesamt erhielten 141 ungarische Forstingenieure an dieser Fakultät ihr Diplom. Kozák Antal war damals unter den Studenten, heute ist er Professor Emeritus an der UBC, Faculty of Forestry. In seinem Lebenslauf ist »Sopron Division« zu lesen, als offizielle Benennung der Abteilung, die ihm das Diplom ausstellte. »Sopron Division« oder die »ungarische Mafia«, wie die Kanadier die Abteilung scherzhaft zu nennen pflegten, ging in den offiziellen Wortgebrauch ein und wurde zum Markenzeichen. Nach dem Abschluss ihres Studiums siedelten einige der Emigranten in die USA über, andere kehrten nach Europa zurück, die meisten aber blieben in Kanada und erhielten die kanadische Staatsbürgerschaft.

Die »Adoption« einer ganzen Hochschulgruppe, die Ermöglichung, Arbeit und Studium geschlossen fortzusetzen, sind einmalig in der weltweiten Migrationsgeschichte. Doch damit nicht genug, das Schicksal der »Sopron Division« hatte Auswirkungen auf die Migrations- und Erinnerungspolitik Kanadas und schrieb auch da Geschichte: In den 1960er Jahren lockerte Kanada seine strikten Zuwanderungsbeschränkungen und trat für mehr Einwanderung ein, 2010 erklärte man offiziell die Ankunft der ungarischen Flüchtlinge zum »nationalgeschichtlichen Erbe«. Das Gedenktafel-Trio für die nach dem 4. November 1956 Geflüchteten symbolisiert somit die Verdichtung der Geschichte auf zwei Kontinenten, es repräsentiert, wie die Geschichte der »Sopron Division« im kollektiven Gedächtnis gleich zweier Nationen aufgehoben sein kann.

Die Literaturwissenschaftlerin **ZSÓFIA TURÓCZY**, die hier weniger bekannte Details einer ungarischen »Flüchtlingsgeschichte« entdeckt, forscht in der Projektgruppe »Utopische Gemeinschaften« zu Freimaurer-Diskursen im südöstlichen Europa.

Wissenschaft & Öffentlichkeit

zeigt Ausstellungen mit Beteiligung des GWZO an, versammelt Reaktionen der Öffentlichkeit und zitiert aus Presseartikeln, in denen sich unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort melden.

Mitte Mai wurde in Prag mit einem großen Festakt und viel Prominenz die erste Station der Tschechisch-Bayerischen Landesausstellung *Karl IV. 1316–1378* eröffnet. Sie nimmt den 700. Geburtstag des spätmittelalterlichen Kaisers zum Anlass, faszinierende Einblicke in das spannende Leben eines der wichtigsten und vielseitigsten Herrscher der deutschen und böhmischen Geschichte zu geben. Das »Flugschiff« des Jubiläumsjahrs, so der tschechische Ministerpräsident Bohuslav Sobotka, hat bereits in den ersten zwei Wochen über 10.000 Besucher in die Prager Wallenstein-Reitschule gelockt.

Kuratiert wurde die Ausstellung von Jiří Fajt, Direktor der Nationalgalerie Prag und Projektleiter am GWZO, in Kooperation mit dem Augsburger Haus der Bayerischen Geschichte; die Arbeit an den aus ganz Mitteleuropa und den USA zusammengetragenen Exponaten lag vor allem in den Händen von Jiří Fajt und der Ausstellungsorganisatorin am GWZO, Susanne Jaeger; die wissenschaftlichen Grundlagen erarbeiteten sie zusammen mit ihren Projektkollegen und weiteren externen Experten, vor allem an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Olaf Rader), der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (Eva Schlotheuber) und dem Haus der Bayerischen Geschichte (René Küpper). Bis zum 25. September sind in Prag nun rund 250 Exponate zu sehen, die von Karl IV. und seiner Zeit erzählen. Im Oktober wird die Ausstellung nach Nürnberg weiterziehen.

Darüber und über weitere auf Forschungen des GWZO basierende Ausstellungen informiert unser Ausstellungskalender für 2016/17.

Doch nicht nur von der Vergangenheit kann sich die Öffentlichkeit dank der so aufbereiteten Forschungen des GWZO ein genaueres Bild machen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des



Eröffnungszeremonie zur Ausstellung *Karl IV. 1316–1378* in Prag



Rundgang in der Ausstellung

Zentrums sind auch bei aktuellen Themen gefragt. Wir zitieren aus *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, die mit Isabella Löhr über die Wissenschaftler und Forscher unter den aktuell in Deutschland eintreffenden Flüchtlingen gesprochen hat, und lassen Stefan Troebst zu Wort kommen, der sich eben dort Gedanken zum Streit um die Bundesstiftung *Flucht, Vertreibung, Versöhnung* gemacht hat.



Auszug aus *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 30.03.2016. Mit freundlicher Genehmigung.

Öffnet die akademischen Netzwerke!

Für geflüchtete Wissenschaftler gibt es in Deutschland eine Reihe von Initiativen

CHRISTIAN SCHWÄGERL
im Gespräch mit ISABELLA LÖHR

Gibt es unter den Menschen, die aktuell nach Europa geflohen sind, viele Wissenschaftler und Forscher?

Genaue Zahlen sind schwer zu bekommen. Wir können aber davon ausgehen, dass sich in den Erstaufnahmezentren eine ansehnliche Zahl von Akademikern befindet, von denen aller Wahrscheinlichkeit nach ein gewisser Prozentsatz zuvor in Forschung und Lehre tätig war. Das an der New York University angesiedelt Netzwerk Scholars at Risk versucht genauere Angaben über die Zahl und das akademische Profil dieser Wissenschaftler herauszufinden. Mit dem Academic Freedom Monitor werden konkrete Fälle von Bedrohung oder Gewalt gegen Wissenschaftler recherchiert. Das verschafft einen guten Überblick.

Auf welche Weise engagieren sich deutsche Wissenschafts- und Forschungsorganisationen für Flüchtlinge?

Derzeit gibt es einige Initiativen, die auf verschiedenen Ebenen ansetzen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Der DAAD und das Bundesministerium für Bildung und Forschung haben angekün-

digt, die bestehende Förderstruktur für Studenten mit Fluchthintergrund auszubauen. Die Alexander von Humboldt-Stiftung hat mit Hilfe des Auswärtigen Amtes die Philipp Schwartz-Initiative ins Leben gerufen, ein Förderprogramm, das Universitäten und Forschungseinrichtungen ein 24-monatiges Vollstipendium für einen Wissenschaftler gewährt, der sich in Gefahr befindet. Und es gibt eine Vielzahl lokaler Initiativen wie zum Beispiel Chance-for-Science, ein Netzwerk für geflüchtete und in Deutschland lebende Studenten, Akademiker und Wissenschaftler an der Universität Leipzig.

Was halten Sie unter diesen Projekten für die sinnvollste Maßnahme?

Langfristig gesehen, werden die Öffnung des Bafög oder der Ausbau vorbereitender Studienkollegs, wie das BMBF es angekündigt hat, positiv wirken.

Wo sehen Sie Schwachstellen?

Programme wie die Philipp Schwartz-Initiative können mit zwanzig Stipendien nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein. Hinzu kommt das grundsätzliche Problem, dass betroffene Wissenschaftler nur auf dieses

Förderprogramm hoffen können, wenn zuvor bereits Kontakte nach Deutschland bestanden. Damit gewinnen fachwissenschaftliche Netzwerke an Bedeutung, die in einem auf Europa und Nordamerika konzentrierten Wissenschaftsbetrieb schwer zu knüpfen sind.

Sollten sich Hilfsprogramme der Wissenschaft rigoros an Kriterien der Exzellenz orientieren, oder sollten humanitäre Gesichtspunkte im Vordergrund stehen?

Es ist wichtig, zu fragen, ob solche Programme auf humanitäre Hilfe oder auf die Förderung guter Forschung abzielen und zu diesem Zweck ausgewählten Wissenschaftlern den Weg nach Deutschland, Europa oder Nordamerika ebnen. Es bleibt eine moralische Zwickmühle, Gefähr-

dung mit einem Bewerbungsprozedere zu verknüpfen, wenn nicht parallel Möglichkeiten zur Einreise für diejenigen geschaffen werden, denen fachliche Unterstützung an einer Universität in Aussicht gestellt wurde, deren Bewerbung aber nicht erfolgreich war. Deswegen braucht es komplementäre Programme, die gegebenenfalls legale und sichere Einreisemöglichkeiten bieten.

Was kann und sollte die deutsche Wissenschaft mehr tun als heute?

Viele Wissenschaftler, die aus politischen Gründen auswandern, kommen aus strukturell benachteiligten Wissenschaftsregionen. Historisch lässt sich das mit dem Nachwirken der Kolonialzeit erklären. Gegenwärtig verschärfen wissenschaftliche Bewertungsverfahren wie Impact-Faktoren

oder teure Zeitschriftendatenbanken diese Asymmetrie noch. Hier ist die Wissenschaftspolitik gefordert, den Zugang zu fachwissenschaftlichen Netzwerken weniger exklusiv zu gestalten. Das würde es Wissenschaftlern aus politisch instabilen Regionen mit einem unterfinanzierten Bildungssystem erlauben, frühzeitig Kontakte zu Kollegen in Europa zu knüpfen, die im Notfall schnell aktiviert werden können.

ISABELLA LÖHR ist Migrationsforscherin am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig. Ihre Habilitation beschäftigt sich speziell mit Migration und Zwangsarbeit von Akademikern im zwanzigsten Jahrhundert.



Auszug aus *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17.09.2015. Mit freundlicher Genehmigung.

Wider eine provinzielle Geschichtspolitik

Die Flüchtlingskrise zeigt: Zwangsmigration geht alle an und ist nicht nur ein Fall für die organisierten Vertriebenen

Von STEFAN TROEBST

Die Woge von Kriegsflüchtlingen aus Syrien, welche die EU und vor allem Deutschland derzeit erreicht, wird unweigerlich die Koordinaten im erinnerungskulturellen Umgang mit

Zwangsmigration hierzulande verschieben. In der Einwanderungsgesellschaft macht die Unterscheidung zwischen deutsch und nicht-deutsch zunehmend weniger Sinn. Fragen danach, wie man Jugendlichen aus der zweiten oder dritten Migrantengenerati-

on den Holocaust als zentralen Erinnerungsort vermittelt, stehen hier im Vordergrund. Darauf muss die Geschichtspolitik reagieren.

In seinem 2013 erschienenen Buch über die Geschichtspolitik der Berliner Republik hat der Politikwissenschaftler Manuel Becker die Debatte über einen Beitritt der Türkei zur EU, die Kontroverse um die Stasi-Unterlagen-Behörde und die Diskussionen um ein »Zentrum gegen Vertreibungen« analysiert. Seine wichtigsten Erkenntnisse lauten dabei: Geschichtspolitik ist ein zentraler Bestandteil von Machtpolitik. Und: Geschichtspolitik wirkt sich auf Wahlergebnisse aus.

Die von Becker als Fallbeispiele gewählten drei Konfliktthemen wurden sämtlich auf bundespolitischer Ebene verhandelt. Anders die Situation beim Streit um die Bundesstiftung *Flucht, Vertreibung, Versöhnung*: Bundesweit bekannte Politiker haben dabei öffentlich keine Stellung bezogen, sondern die Meinungsführerschaft Abgeordneten und Verbandsfunktionären vornehmlich aus dem Süden der Republik überlassen. Vor allem Funktionsträger des *Bundes der Vertriebenen* (BdV), mehrheitlich aus Bayern, führen hier sowohl öffentlich wie im Stiftungsrat das Wort. In diesem mononational-deutsch besetzten Gremium sind sie mit sechs von 21 Sitzen zwar in der Minderheit, aber da sich hier die Vertreter von Kirchen, Bundesministerien und zwei der derzeit drei Koalitionsparteien in der Regel bedeckt halten, dominieren sie die Debatte. Hinzu kommt, dass die Oppositionsparteien im

Bundestag in diesem Gremium nicht vertreten sind sowie Repräsentanten des Zentralrats der Juden nur sehr sporadisch an den Sitzungen teilnehmen. Mit anderen Worten: Die Inhaber der Lufthöhe über etliche weiß-blau dekorierte Stammtische, nämlich BdV und CSU, üben diese weitgehend unbestritten auch auf einem Kernsegment bundesdeutscher Geschichtspolitik aus.

Wie ist nun aber das auffällige Desinteresse der politischen Klasse dieses Landes an einem geschichtspolitisch so zentralen Thema, nämlich dem der staatlich betriebenen und ethnisch begründeten Zwangsmigration von Deutschen, aber auch von Polen, Finnen, Griechen, Juden, Armeniern, Letten, Kosovo-Albanern, Ukrainern, Krimtataren, bulgarischen Türken, Tschetschenen und anderen im 20. Jahrhundert, zu erklären? Wie kommt es, dass die im Ergebnis der Vernichtungspolitik Hitler-Deutschlands, dem Scheitern seiner Ostexpansion sowie der anschließenden Westexpansion der stalinistischen Sowjetunion erfolgte millionenfache und ineinander regelrecht verflochtene Vertreibung von Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten des versunkenen »Dritten Reiches« und von Polen aus der sowjetisch annektierten Osthälfte des Landes nicht als gewichtiges Thema des offiziellen Berlins im Dialog mit dem auf anderen Politikfeldern so eng verbundenen Partner in Warschau gilt? Warum wird bundesdeutsche Geschichtspolitik in einem Politikbereich von erst-rangiger Bedeutung für das Verhältnis des Landes auch zur Tsche-

chischen Republik, zur Slowakei, zu Ungarn, Kroatien, Serbien und nicht zuletzt zur Russländischen Föderation weniger in der deutschen Hauptstadt als vielmehr in Oberbayern, Schwaben und Unterfranken formuliert? Weshalb schließlich gelten andere Bundesstiftungen wie das Denkmal für die ermordeten Juden Europas, die Stiftungen *Erinnerung, Verantwortung, Zukunft* und Aufarbeitung der SED-Diktatur als Erfolgsgeschichten, gar als Leuchttürme bundesdeutscher Erinnerungskultur mit internationaler Ausstrahlung, die Stiftung *Flucht, Vertreibung, Versöhnung* hingegen als Quell beständigen Ärgernisses?

Bei der Suche nach einer Antwort kann möglicherweise der neudeutsche Terminus *Ownership*, in etwa: Eigentümerschaft, helfen. Denn das Thema Zwangsmigration in unterschiedlicher Form wird von Politik, Medien und Öffentlichkeit hierzulande mehrheitlich immer noch als peripheres und partikulares, jedenfalls nicht als gesamtgesellschaftliches Thema gleich Nationalsozialismus und Holocaust, ja selbst als SED-Diktatur betrachtet. Diese Sichtweise korrespondiert dabei in fataler Weise mit dem Anspruch etlicher Landsmannschaften und ihres Dachverbandes BdV dahingehend, dass die Zuständigkeit für dieses Thema – und damit zugleich die Deutungshoheit für das zugehörige Geschichtspolitikfeld – allein bei ihnen liege: »Wir« sind – ungeachtet des Geburtsjahrgangs – gemäß Bundesvertriebenengesetz »die« Vertriebenen und bleiben es qua Vererbung

auch in Zukunft, also sind »wir« allein »zuständig«.

Der Geschichtspolitik von Bundestag und Bundesregierung, von Kirchen und Zivilgesellschaft, gerade aber auch derjenigen der Medien obliegt es nun, für die Korrektur dieser Fehlwahrnehmung Sorge zu tragen. Die Stiftung *Flucht, Vertreibung, Versöhnung* ist eben keine gleichsam verbandsinterne Unternehmung von Vertriebenen für Vertriebene. Satzungsgemäßer Hauptzweck der Stiftung ist es, »im Geiste der Versöhnung die Erinnerung und das Gedenken an Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert im historischen Kontext des Zweiten Weltkrieges und der nationalsozialistischen Expansions- und Vernichtungspolitik und ihrer Folgen wachzuhalten«. Der BdV als zivilgesellschaftliche Organisation, die sich nachvollziehbarerweise ein deutlich enger gefasstes

Ziel gesteckt hat, nämlich »die Interessenvertretung der Vertriebenen, Flüchtlinge, Aussiedler und Spätaussiedler in allen vertriebenenspezifischen Fragen«, ist dabei aus historischen, kulturellen wie biographischen Gründen selbstredend als einer von mehreren gesellschaftspolitischen Faktoren in die Rechtskonstruktion der Stiftung eingebunden. Eine Monopolstellung besitzt er aber weder formal noch inhaltlich, schon gar kein Deutungsmonopol.

Scheitert die notwendige Korrektur in der öffentlichen Wahrnehmung der Stiftung *Flucht, Vertreibung, Versöhnung*, nämlich hin zu einem gesamtstaatlichen Lern- und Erinnerungsort und zu einer Forschungsbörse von internationalem Ruf und weg vom Image eines provinziellen Verbandsmuseums, wird diese sinnvolle Bundes-

initiative von gesamteuropäischer Bedeutung auch in Zukunft aus den negativen Schlagzeilen nicht herauskommen – weder hierzulande noch in unseren Nachbarländern. Die aktuelle Krise um die Stiftung belegt dies deutlich. Um dieses genuin europäische Projekt mit dem Potential globaler Wirkung zu retten, sind jetzt Bundestag und Bundesregierung, gar der Bundespräsident gefordert.

STEFAN TROEBST, stellvertretender Direktor des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, lehrt Kulturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig und war von 2011 bis 2015 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beraterkreises der Bundesstiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung.

Ausstellungskalender 2016/17

20.05.–17.01.2016

Stadtgeschichtliches Museum Leipzig

1015. Leipzig von Anfang an. Die Ausstellung zum Stadtjubiläum

Eine Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig und des Landesamtes für Archäologie Sachsen

Kuratoren: Maïke Günther (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig) und Thomas Westphalen (Landesamt für Archäologie, Dresden) mit wissenschaftlicher Begleitung durch das GWZO



28.01.–03.04.2016

Regionalmuseum »Stanisław Staszic«, Hrubieszów

Czerwień – gród między wschodem a zachodem Červeň – eine Burg zwischen Ost und West

Eine Ausstellung des Regionalmuseums »Stanisław Staszic« Hrubieszów, wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)



30.03.–30.09.2016

Göcseji Museum, Zalaegerszeg

Körárkoktól a kőfalakig. Válogatás az elmúlt tíz év Zala megyei régészeti feltárásaiából Von den Kriegsgräbern bis zu den Steinmauern – Archäologische Ausgrabungen im Komitat Zala. Auswahl aus den letzten zehn Jahren

Eine Ausstellung des Göcseji Museums, in Teilen wissenschaftlich begleitet durch Orsolya Heinrich-Tamáska (GWZO)

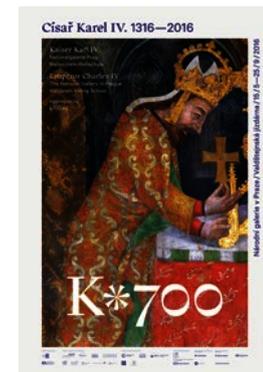


14.05.–25.09.2016

Nationalgalerie Prag, Wallenstein-Reitschule

Císař Karel IV. 1316–2016 Emperor Charles IV 1316–2016 Kaiser Karl IV. 1316–2016

Eine Ausstellung der Tschechischen Nationalgalerie Prag und des Hauses der Bayerischen Geschichte Augsburg in Zusammenarbeit mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropa und dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg



Leitender Kurator: Jiří Fajt (Nationalgalerie Prag und GWZO), Co-Kuratoren: Wolfgang Jahn (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg), Susanne Jaeger (GWZO), Helena Dáňová (Nationalgalerie Prag), René Küpper (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg)

03.06.–30.09.2016

Pannonhalmi Főapátság, Pannonhalma

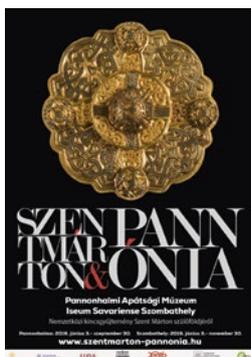
Szent Márton és Pannonia.

Kereszténység és pogányság határán

Der Heilige Martin von Tours und Pannonien.

Zwischen Christentum und Heidentum

Eine Ausstellung der Erzabtei Pannonhalma, in Teilen wissenschaftlich begleitet durch Orsolya Heinrich-Tamáska (GWZO)



15.09.–03.10.2016

Lichthof der Humboldt-Universität zu Berlin

»Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« –

Der Künstler Karel Trinkewitz

Eine Ausstellung des GWZO Leipzig und der Institute für Slawistik an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Potsdam

Kuratorinnen: Christine Gözl (GWZO), Alfrun Kliems (Humboldt-Universität zu Berlin) und Birgit Krehl (Universität Potsdam)



20.10.2016–05.03.2017

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg

Karl IV. (1316–1378).

Bayerisch-Tschechische Landesausstellung 2016

Eine Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte Augsburg und der Tschechischen Nationalgalerie Prag in Zusammenarbeit mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropa und dem Germanischen Nationalmuseums Nürnberg
Leitende Kuratoren: Wolfgang Jahn (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg) und Jiří Fajt (Nationalgalerie Prag und GWZO),
Co-Kuratoren: Susanne Jaeger (GWZO) und René Küpper (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg)



bietet einen Überblick über die am Institut geleistete Forschung, über Veranstaltungen und Publikationen und stellt einen ausgewählten Ansatz näher vor.

Ziele

Das 1995 gegründete Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig ist in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Ostmitteleuropaforschung der alten Bundesrepublik und der DDR zusammengeführt und fortentwickelt. Dabei ist es ein besonderes Anliegen, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern – das Forschen über als ein Forschen in und mit Ostmitteleuropa, das heißt mit den Ostmitteleuropäern zu gestalten. Inzwischen ist die Perspektive, die dieser Ausrichtung programmatisch zu Grunde lag, Realität geworden: Ein Vierteljahrhundert nach den Revolutionen im östlichen Europa hat sich der Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« von einem vermeintlich »anderen« Europa zu einem integralen Teil der erweiterten Europäischen Union gewandelt.

Die Gründung des GWZO wurde nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren (1994) initiiert, um laut Satzung die »Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert in vergleichender Perspektive wissenschaftlich zu erforschen«. Damit ist das Programm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz.

Der Forschungsgegenstand des Zentrums – Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa – umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart und eine historische Großregion zwischen Baltikum, Adria und Schwarzem Meer. Als heuristisches Konzept wird ein Ostmitteleuropa-Begriff zu Grunde gelegt, der von einer offenen Geschichtsregion ausgeht, die durch historisch gewachsene Strukturmerkmale geprägt ist. Durch sie

unterscheidet sich Ostmitteleuropa von anderen Teilen Europas und Eurasiens.

Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

Nachdem bereits 2006 die Arbeit des Zentrums durch den Wissenschaftsrat positiv evaluiert wurde, attestieren die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa* dem Zentrum nicht nur eine prominente Position in der internationalen Forschungslandschaft zur Region, sie betonen auch die anhaltende Relevanz des Gegenstands. Auch 25 Jahre nach den politischen »Umbrüchen« hat das Interesse an politischen Entwicklungen in Ostmitteleuropa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen bis heute keineswegs abgenommen – nicht nur bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union und die Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989, sondern auch ganz aktuell durch die Ereignisse in der Ukraine.

Ansätze

Wie die Annahme des Christentums nicht nur nachhaltig das Alltagsleben der Menschen veränderte, sondern auch die Wandlung von politischen Macht- und Bezugssystemen bewirkte, untersucht die Projektgruppe »Frühes Christentum an der Donau«

Die Übernahme des Christentums wirkte sich auf die Lebenswelt in den jeweiligen sozialen Gemeinschaften aus, formte sie um, strukturierte und definierte sie neu. Für gewöhnlich wird das lateinische Christentum als eine der wichtigsten kulturellen Komponenten des mittelalterlichen Herrschaftssystems proklamiert und die Bedeutung hervorgehoben, die ihm bei der Entstehung der ostmitteleuropäischen Fürstentümer um 1000 zukam.¹ Dieser Glaube blickt jedoch auf eine weitaus längere Geschichte in der Region zurück, insbesondere im mittleren und unteren Donaauraum, wo sich das Christentum schon im römischen Einflussbereich verbreitete. Dabei erwies sich, dass die Donau nicht nur als politische, sondern auch als kulturelle Grenze wirkte und dies noch Jahrhunderte über die römische Herrschaft hinaus. In der Spätantike und im Frühmittelalter lag die Region zudem im konkurrierenden Einflussbereich zwischen Rom und Konstantinopel und so prägten »Kontinuität« und »Diskontinuität« ebenso wie »Neubeginn« und »Mission« das Christentum in der Region.

Infolge der Mailänder Vereinbarung im Jahre 313,

die den christlichen Glauben als *religio licita* tolerierte, schritt die Kirchenorganisation in den Bahnen einer römischen Besiedlungs- und Infrastruktur im gesamten *Imperium Romanum* voran; am Ende des 4. Jahrhunderts waren auch die Donauprovinzen christlich überprägt.² Hingegen wurden die Gebiete nördlich der Donau, soweit sich das aus schriftlichen und archäologischen Quellen erkennen lässt, zunächst nur vereinzelt von der neuen Religion erreicht.³ Der allmähliche Zerfall römischer Herrschaft und die Herausbildung gentiler *regna* südlich der Donau im Verlauf des 5.

Jahrhunderts definierten auch das Schicksal christlicher Gemeinschaften neu. Als deren Träger wird die lokale provinzialrömische Bevölkerung angesehen und somit erscheinen römische Kontinuität und Christentum eng miteinander verzahnt.⁴

Der untere Donaauraum von *Singidunum* bis zum Schwarzen Meer verblieb bis zum 7. Jahrhundert in oströmischer Hand, aber auch hier kann eine Transformation der Gesellschafts- und Siedlungsstrukturen beobachtet werden, da christlichen Würdenträgern und Eliten als lokalen Machtfaktoren eine wichtige Rolle zufiel. Über die Gründe für die Aufgabe spätantiker Bischofssitze und über das Schicksal der Gemeinden im Verlauf des 6.–7. Jahrhunderts ist bisher wenig bekannt,

aber der Vorstoß slawischer Gruppen in den nördlichen Balkanraum wird als entscheidendes Kriterium für diese Prozesse angesehen.⁵

Eine Erneuerung christlicher Traditionen bzw. neue Missionen können ab dem Ende des 8. Jahrhunderts beobachtet werden. Dazu gehören die karolingische Eroberung des awarischen Khaganats unter dem Vorwand der Christianisierung dieses Heidenlandes sowie die Missionen in Karantanien,

Das Projekt zum frühen Christentum an der Donau ist aktuell an der Ausstellung *Der Heilige Martin von Tours und Pannonien. Zwischen Christentum und Heidentum* (Szent Márton és Pannonia. Kereszténység és pogányság határán) der Erzabtei Pannonhalma beteiligt (3. Juni 2016–30. September 2016, Pannonhalma). Die Schau ist Teil des »Martingedenkjahrs«, das sich dem heiligen Martin von Tours widmet, der 316 im pannonischen *Savaria/Szombathely* (heute Ungarn) geboren wurde.

im Mährischen Fürstentum und in Bulgarien, die mit dem Begriff »Slawenmission« umschrieben werden.⁶ »Weiterleben« und »Neubeginn« sind also die zwei wesentlichen Pole, zwischen denen die Entwicklung des Christentums in Ostmitteleuropa zu verorten ist.⁷

Der andere Faktor, der auf die Christianisierung der Region maßgebliche Auswirkungen hatte, ist die erwähnte Grenzlage zwischen Ost und West: Während in den römischen Provinzen an der mittleren Donau eine lateinische Prägung durchweg dominant blieb, waren die nördlichen Balkanprovinzen schon seit vorrömischer Zeit in den griechisch-hellenistischen Kulturraum einbezogen, was sich beispielsweise in der administrativen Verkehrssprache (Griechisch statt Latein) und später in der Orientierung der Bistümer niederschlug. In diokletianisch-konstantinischer Zeit lag das *Illyricum* zunächst an einer Binnengrenze der imperialen Administration,⁸ die sich im 5. Jahrhundert zur politischen Trennlinie zwischen den Machtbereichen zweier zunehmend selbständig agierender Kaiserhöfe entwickelte. Auf die Christianisierung Ostmitteleuropas wirkte sich diese »innere Spaltung« zwischen Ost und West, langfristig gesehen, nachhaltiger aus

als die Donaugrenze: In Spätantike und Frühmittelalter berührten sich hier unterschiedliche theologische Strömungen und Lehrmeinungen, die in weiteren Etappen zur Herausbildung zweier eigenständig organisierter Kirchen führten.⁹

Die skizzierten Phasen der Ausbreitung und wechselnden Bedeutung des Christentums können nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Archäologie rekonstruiert werden. Das Christentum steht in den einzelnen Zeitphasen stellvertretend für Innovation, Kontinuität, Tradition, Identität und Herrschaft, es hinterließ verschiedene Spuren, die es zu erforschen gilt. Daher müssen Universalität und Komplexität, aber auch regionale Spezifika einzelner Prozesse erfasst und vergleichend untersucht werden. Diese Aufgabe hat sich die Projektgruppe »Kontinuität und Diskontinuität des Christentums an der mittleren und unteren Donau zwischen Spätantike und hohem Mittelalter« (Donau II) gestellt.

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA
und DANIEL SYRBE

- 1 HARDT, Matthias: Die Christianisierung Ostmitteleuropas. In: *Credo – Christianisierung Europas im Mittelalter*. 1: Essays. Hg. v. Christoph STIEGEMANN, Martin KROKER und Wolfgang WALTER. Petersberg 2013, 358–369. – PADBERG, E. Lutz: Festigung und Ausbau des lateinischen Christentums: Die ottonische Mission bei den Westslawen und Ungarn. In: *Europas Mitte um 1000*. 3 Bde. Hg. v. Alfred WIECZOREK und Hans-Martin HINZ. Stuttgart 2000, Bd. 2, 671–675. – ÉRSZEGI, Géza: Die Christianisierung Ungarns anhand der Quellen. In: Ebd., 600–607.
- 2 BRATOŽ, Rajko: Die kirchliche Organisation in Westillyricum (vom späten 4. Jh. bis um 600). Ausgewählte Fragen. In: *Keszthely-Fenekpuszta im Kontext spätantiker Kontinuitätsforschung zwischen Noricum und Moesia*. Hg. v. Orsolya HEINRICH-TAMÁSKA. Budapest 2011, 211–248.

- 3 CURTA, Florin: New remarks on Christianity beyond the 6th and early 7th c. frontier of the Roman Empire. In: HEINRICH-TAMÁSKA (wie Anm. 2), 303–321.
- 4 POHL, Walter: Romanness: a multiple identity and its change. In: *Early Medieval Europe* 22/4 (2014), 406–418.
- 5 CURTA, Florin: *The making of the Slavs: history and archaeology of the Lower Danube Region, c. 500–700*. Cambridge 2002.
- 6 POHL, Walter: *Die Awaren: ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr.* München 1988. – WOLFRAM, Herwig: *Conversio Bagoariorum et Carantanorum: das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantien und Pannonien*. Wien 1979. – POULÍK, Josef: *Großmähren und die Mission des Kyrill und Method*. Praha 1985. – ZIEMANN, Daniel: *Vom Wandervolk zur Großmacht: die Entstehung Bulgariens*

im frühen Mittelalter. Köln 2007.

- 7 Siehe Beiträge in: *Christianisierung Europas. Entstehung, Entwicklung und Konsolidierung im archäologischen Befund*. Internationale Tagung im Dezember 2010 in Bergisch-Gladbach. Hg. v. Orsolya HEINRICH-TAMÁSKA, Niklot KROHN und Sebastian RISTOW. Regensburg 2012.
- 8 Die Diözese *Illyricum* ist eine unter Diokletian entstandene Verwaltungseinheit; sie war Teil der italischen Präфекtur und umfasste die pannonischen, norischen und dalmatischen Provinzen. Siehe BRATOŽ (wie Anm. 2), 209.
- 9 *Early Christianity in Central and East Europe*. Congress of Commission Internationale d'Histoire Ecclésiastique comparée, Lublin, 2.–6. September 1996. Hg. v. Przemysław URBAŃCZYK. Warschau 1997.

Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben über, mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft

und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization. A History of East Central Europe* (London–New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- | | |
|------|--|
| 2015 | Prof. Dr. Adam Daniel Rotfeld,
Warschau |
| 2014 | Prof. Dr. Karol Modzelewski,
Warschau |
| 2013 | Prof. Dr. Steven A. Mansbach,
Maryland |
| 2012 | Prof. Dr. Ákos Moravánszky,
Zürich |
| 2011 | Prof. Dr. Matti Klinge,
Helsinki |
| 2010 | Prof. Dr. Katherine Verdery,
New York |
| 2009 | Dr. Hans-Dietrich Genscher,
Bonn |
| 2008 | Prof. Dr. Hermann Parzinger,
Berlin |
| 2007 | Prof. Dr. István Fried,
Szeged |
| 2006 | Prof. Dr. Walter Pohl,
Wien |
| 2005 | Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann,
Princeton |
| 2004 | Prof. Dr. Piotr S. Wandycz,
New Haven |
| 2003 | Prof. Dr. Maria Todorova,
Urbana-Champaign |
| 2002 | Prof. Dr. Miroslav Hroch,
Prag |
| 2001 | Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej,
Warschau |

Oskar-Halecki-Vorlesung 2015
Jahresvorlesung des GWZO

Prof. Dr. Adam Daniel Rotfeld
Searching for a
New World Order

Einladung

Dienstag, 13. Oktober 2015 / 17 Uhr c. t.
GWZO, Specks Hof (Eingang A)
Reichsstr. 4–6, 04109 Leipzig

GWZO
Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig

Projekte

Die Grundfinanzierung des GWZO trägt der Freistaat Sachsen; die Trägerschaft der Projektfor- schung ist 2008 von der Deutschen Forschungs- gemeinschaft (DFG) in die Projektfinanzierung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) übergegangen. Seither unterstützt das BMBF

außer der Arbeit der Projektgruppen die Erstellung forschungsnahe Synthesen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Darüber hinaus wurden und werden zahlreiche Drittmittelprojekte durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind all unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Arbeitsprogramm 2015

Im zweiten Jahr der Programmlaufzeit haben die zwölf, Anfang 2014 am GWZO neu eingerichteten Projektgruppen ihre interdisziplinäre Arbeit am Forschungsprogramm »Ostmitteleuropa zwischen Traditionen und europäischer Integration« fortgesetzt. In den vom BMBF bis Ende 2019 geförderten vier Clustern »Ausweitung und Verdichtung«, »Kunst und Repräsentation«, »Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe« und »Transnationalisierung und kulturelle Identitäten« erschließen die Wissenschaftler neue Arbeitsfelder oder bauen thematisch und methodisch auf Ergebnisse früherer Projekte auf. Im ebenfalls neu eingerichteten Bereich »Forschungsmanagement und Transfer« sind die Handbuch- und Ausstellungsprojekte, die Armenier-Publikationsreihe sowie Fachinformationssysteme für Wissenschaft und Bibliothek zusammengefasst.

Cluster: Ausweitung und Verdichtung

Donau II. Kontinuität und Diskontinuität des Christentums an der mittleren und unteren Donau zwischen Spätantike und hohem Mittelalter (Christentum entlang der Donau). *BMBF, 2014–2019*

Elbmarken, Polen und Böhmen vom 10. bis ins 12. Jahrhundert – Fernbeziehungen durch Handel und dynastische Heiraten. *BMBF, 2014–2019*

Usus aquarum II: Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas – Die Umgestaltung der Flusslandschaft beiderseits der Oder. *BMBF, 2014–2019*

Cluster: Kunst und Repräsentation

Höfe des Klerus und der Magnaten – geistliche und weltliche Fürsten an Herrscherhöfen. Eigenständigkeit, Abhängigkeiten, Beziehungsgeflechte.

BMBF, 2014–2019

Bellum, commercia et artes: Seehandel, Städtebau und künstlerische Repräsentation in Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721).

BMBF, 2014–2019

Cluster: Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe

Ländliche Gesellschaften in Ostmitteleuropa in der Neuzeit (am Beispiel Polens). *BMBF, 2014–2019*

Utopische Gemeinschaften. Ideen – Realisierungsversuche – Nachwirkung (19. und 20. Jahrhundert).

BMBF, 2014–2019

Verrechtlichungsprozesse in den internationalen Beziehungen: Prägnanzen des Völkerrechts durch Konflikte im östlichen Europa seit 1850 (Völkerrecht).

BMBF, 2014–2019

Cluster: Transnationalisierung und kulturelle Identitäten

Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert).

BMBF, 2014–2019

Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas. Das Nachleben der Romantik. *BMBF, 2014–2019*

Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas.

BMBF, 2014–2019

Rural Outlaws als Helden der Peripherie. Der Karpatenräuber Juraj Jánošík. *Fritz Thyssen Stiftung, 2012–2015*

Forschungsmanagement und Transfer (Stabsstellen)

Forschungsmanagement. *BMBF, 2014–2019*

Ausstellungsprojekte. *BMBF, 2014–2019*

Handbuch Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa.

BMBF, 2014–2019

Publikationsreihe zur Geschichte und Kultur der Armenier in Ostmitteleuropa. *BMBF, 2014–2016*

Fachinformationssystem und Informationstechnik.

BMBF, 2014–2019

Bibliothek/webbasierte Literaturvermittlung.

BMBF, 2014–2016

Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in

Ostmitteleuropa (FoKO). *Senatsausschuss Wettbewerb (SAW) der Leibniz-Gemeinschaft, 2014–2017*

Im Jahr 2015 ...

... arbeiteten am GWZO 44 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 12 Doktorandinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 26 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen vier Stipendiaten (gefördert durch: Utrecht Network Young Researcher Grant, Danish Velux-Foundation, Alexander von Humboldt-Stiftung, Deutscher Akademischer Austauschdienst – DAAD).

Veranstaltungen

Wie jedes Jahr veranstaltete das GWZO auch 2015 zahlreiche Tagungen und Workshops, organisierte Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiierte Projektvorträge seiner Gastwissenschaftler, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperierte es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.

Wintersemester 2014/15 | GWZO-Mittwochsvorträge

Aktuelle Forschungen zur Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas. Vorträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO

GWZO Leipzig

15.–16. Januar 2015 | Workshop

Work – Love – Violence. Rural Societies and New Research

GWZO Leipzig

19.–21. März 2015 | Internationale Konferenz

Renaissancen der Renaissance. Die Aneignung einer Epoche in der marxistischen Kunstgeschichtsschreibung

Universität Greifswald

26.–27. März 2015 | Internationales Werkstattgespräch II

Visuality – Interdisciplinary approaches.

Visualität – interdisziplinäre Ansätze

GWZO und GfZK – Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig

8.–9. April 2015 | Internationaler Workshop

Apologeten der Vernichtung oder »Kunstschützer«? Kunsthistoriker der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg

GWZO Leipzig

30. April–2. Mai 2015 | Internationale Tagung

BodyCzech. Repräsentationen von Körperlichkeit in der tschechischen Literatur und Kultur nach 1948

Humboldt-Universität zu Berlin

30. Juni–2. Juli 2015 | Internationale Konferenz

(zugleich Fachtagung der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde)

Beyond the Kremlin's Reach?

Eastern Europe and China in the Cold War Era –

Transfers and Entanglements

GWZO Leipzig

26.–29. August 2015 | Internationale Konferenz

East European Cataclysms and the Making of Modern International Law

Nationale Iwan-Franko-Universität Lemberg, Ukraine

16.–19. September 2015 | Internationaler Kongress

III. Forum Kunst des Mittelalters

Dommuseum Hildesheim

15.–16. Oktober 2015 | Jahrestagung des GWZO

Leipzig und das östliche Europa: Kapitel einer Beziehungsgeschichte aus 1000 Jahren

GWZO Leipzig

4.–7. November 2015 | Internationale Konferenz

Grenzübergänge. 27. Internationales Symposium Grundprobleme der frühgeschichtlichen Entwicklung im mittleren Donaauraum

Ruma, Serbien

13.–14. November 2015 | Internationale Konferenz

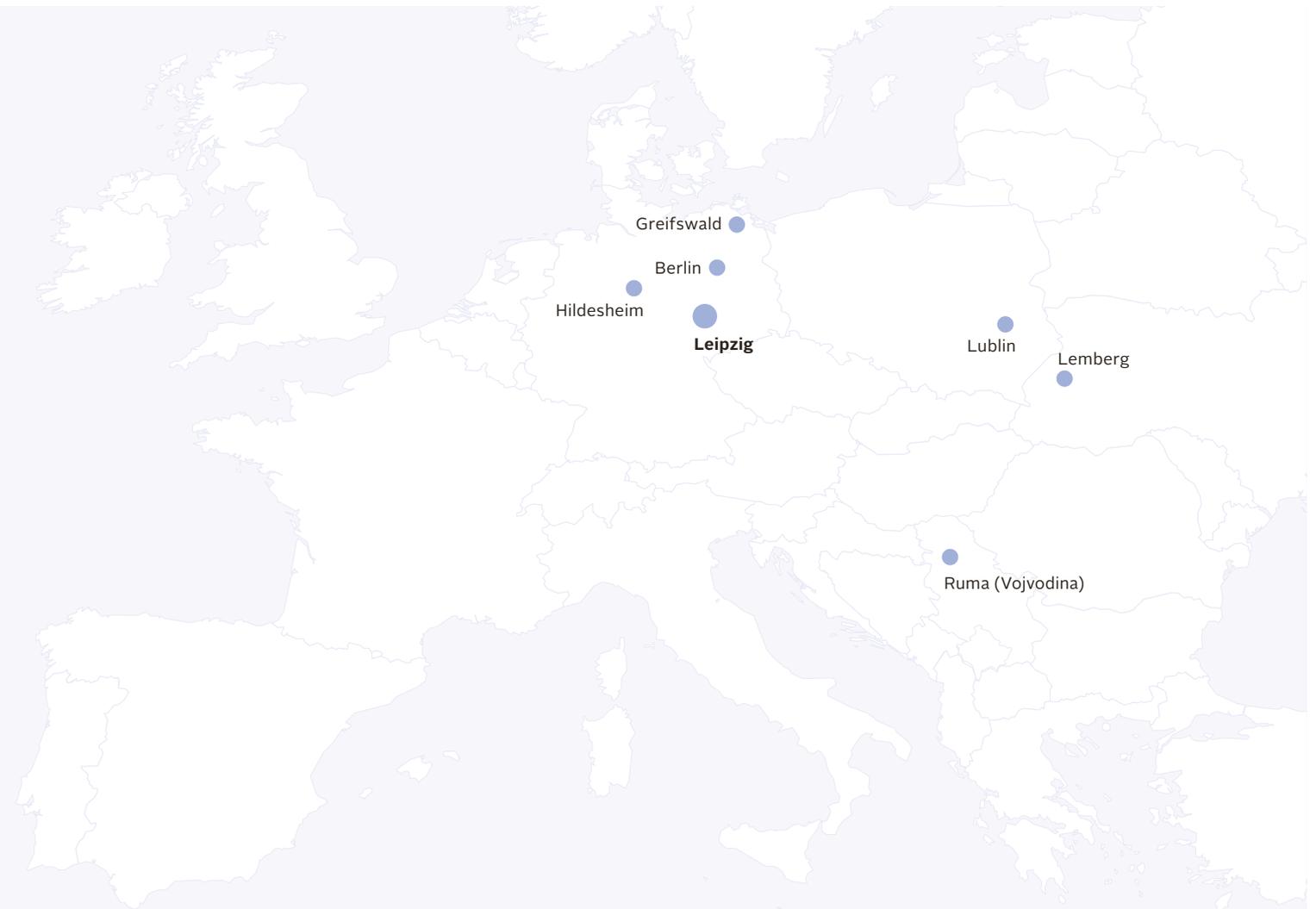
Alternative Global Geographies

GWZO Leipzig

19.–20. November 2015 | Jahrestagung des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates

Migrationsmuster, transnationale Netzwerke und grenzüberschreitende Mobilität zwischen Ost- und Westeuropa in Geschichte und Gegenwart

GWZO Leipzig



25.–27. November 2015 | Internationale Tagung

Die Červenischen Burgen – der goldene Apfel der polnischen Archäologie

Maria Skłodowska-Curie Universität Lublin

4. Dezember 2015 | Workshop

Repräsentation geistlicher Fürsten:

Architektur – Bilder – Handlungen

GWZO Leipzig

Sommersemester 2015 | GWZO-Ringvorlesung

Ostmitteleuropäische Prägungen des modernen Völkerrechts

GWZO Leipzig

Wintersemester 2015/16 | GWZO-Mittwochsvorträge

Aktuelle Forschungen zur Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas. Vorträge von Mitarbeitern und

Kooperationspartnern des GWZO

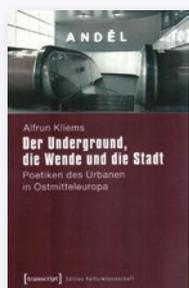
GWZO Leipzig

Publikationen

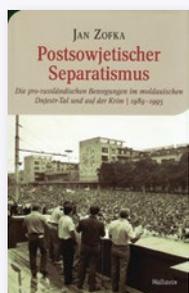
Im Folgenden ist eine Auswahl der 2015 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, v. a. Monographien, Sammelbände und Kataloge sowie Themenhefte. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage (www.uni-leipzig.de/gwzo).



Die gerettete Stadt. Architektur und Stadtentwicklung in Leipzig seit 1989 – Erfolge, Risiken, Verluste. Von Arnold Bartetzky. Leipzig: Lehmanns Verlag, 2015, 320 S.



Der Underground, die Wende und die Stadt. Poetiken des Urbanen in Ostmitteleuropa. Von Alfrun Kliems. Bielefeld: transcript Verlag, 2015, 380 S.



Postsowjetischer Separatismus. Die pro-russländischen Bewegungen im moldauischen Dnjestr-Tal und auf der Krim 1989–1995. Von Jan Zofka. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015, 438 S.



Italiya v Sarmatii. Puti Renessansa v Vostočnoj Evrope [Italien in Sarmatien. Die Wege der Renaissance im östlichen Europa]. Von Marina Dmitrieva. Moskva: Novoe literaturnoe obozrenie, 2015, 422 S.



Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500. Ausstellungskatalog Städel Museum Frankfurt. Hg. v. Sabine Haag und Guido Messling. München: Hirmer Verlag, 2015, 288 S.



Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500. Ausstellungskatalog Wien Kunsthistorisches Museum. Hg. v. Stefan Roller und Jochen Sander. München: Hirmer Verlag, 2015, 288 S.



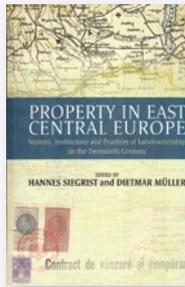
The Sultan's World. Katalog. Hg. v. Guido Messling, Robert Born und Michal Dziewulski. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag, 2015, 296 S.



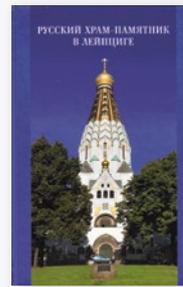
Wassermühlen und Wassernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa. Hg. v. Martina Mariková und Christian Zschieschang. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2015, 340 S.



»Castellum, civitas, urbs«. Zentren und Eliten im frühmittelalterlichen Ostmitteleuropa. Centres and Elites in Early Medieval East-Central Europe. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska, Hajnalka Herold, Péter Straub und Tivadar Vida. Rahden: Verlag Marie Leidorf, 2015, 400 S.



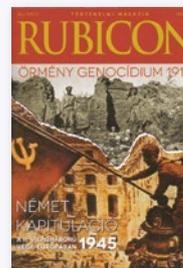
Property in East Central Europe. Notions, Institutions, and Practices of Landownership in the Twentieth Century. Hg. v. Hannes Siegrist und Dietmar Müller. New York–Oxford: Berg-hahn Books, 2015, 344 S.



Russkij chram-pamjatnik v Lejpcige: sbornik naučnych trudov [Die russische Gedächtniskirche in Leipzig: Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze]. Hg. v. Marina Dmitrieva. Sankt Petersburg: Kolo, 2015, 240 S.



West-östliche Europastudien / West-Eastern European Studies. Rechtskultur, Kulturgeschichte, Geschichtspolitik / Legal Culture, Cultural History, Politics of History. Von Stefan Troebst. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015 (Transnationalisierung und Regionalisierung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart 7), 318 S.



Örmény genocídium 1915 [Genozid an den Armeniern 1915]. Hg. v. Bálint Kovács u. a. Budapest: Rubicon-Ház, 2015 (= Themenheft der Zeitschrift Rubicon: történelmi magazin 5–6 [2015]), 87 S.



Leipziger Zugänge zur rechtlichen, politischen und kulturellen Verflechtungsgeschichte Ostmitteleuropas. Hg. v. Dietmar Müller und Adamantios Skordos. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015, 338 S.



Disputed Territories and Shared Pasts. Overlapping National Histories in Modern Europe. Hg. v. Tibor Frank und Frank Hadler. Houndmills–Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2015, 448 S.



Mitteleuropa? Zwischen Realität, Chimäre und Konzept. Hg. v. Johann P. Arnason, Petr Hlaváček, Stefan Troebst u. a. Praha: Univerzita Karlova v Praze, Filozofická fakulta, 2015 (Europaeana Pragensia 7), 204 S.



Dekonstruieren und doch erzählen. Polnische und andere Geschichten. Hg. v. Jürgen Heyde, Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Yvonne Kleinmann und Katrin Steffen. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015, 359 S.



Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken. Hg. v. Béatrice von Hirschhausen, Hannes Grandits, Claudia Kraft, Dietmar Müller und Thomas Serrier. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015, 224 S.



Der »Carnegie Report on the Causes and Conduct of the Balkan Wars 1912/13«. Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte im Völkerrecht und in der Historiographie. Hg. v. Dietmar Müller und Stefan Troebst. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015 (= Comparativ 6 [2014]), 152 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Fotos: Frank Bernhard Übler.
- S. 4** Fotos: Stephan Krause.
- S. 5** (1) und (3) Archiv Stephan Krause. – (2) und (4) Fotos: Stephan Krause.
- S. 6/7** (1) Archiv Stephan Krause. – (2) und (3) Fotos: Stephan Krause. – (4) Foto: Günter Krause.
- S. 8** Čurakov-Sammlung. Russische Nationalbibliothek.
- S. 9** KNJAZEVA, Valentina P. / RERICH, Nikolaj K.: Nikolaj Konstantinovič Rerich: 1874–1947. Leningrad 1963, 25.
- S. 10** Grafik: Severin Wucher unter Verwendung einer Karte von Christian Lübke.
- S. 12** Grafik: Severin Wucher unter Verwendung einer Karte von Wolfgang Petz. © Kartographie Ch. Peh & Schefcik, Eppelheim. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 15** (1) © Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Rq 4o 21. – (2) © Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, urn:nbn:de:hbz:061:1-72747.
- S. 16** LÜNIG, Johann Christian: *Theatrum ceremoniale*. Bd. 1, 1719, 10, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/drwLuenig1719ga>. © Universität Heidelberg.
- S. 17** (1) BROTZE, Christoph: Sammlung verschiedener liefländischer Monumente, <http://www3.acadlib.lv/broce/>. – (2) Armémuseum Stockholm (digitaltmuseum.se). Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 19** (1) Foto: Robert Born. – (2) Filmstill aus *Dracula*, 1931.
- S. 20/21** (1) Foto: Robert Born. – (2) Foto: chancehd.
- S. 22** Exposition universelle internationale de 1900 à Paris. Rapport général administratif et technique. Hg. v. Alfred PICARD. Bd. 1–8, Paris 1902–1903, hier Bd. 5, 38.
- S. 23** *Dracula*. Woiwode und Vampir. Ausst.-Kat. Schloss Ambras 2008. Hg. v. Wilfried SEIPEL. Wien 2008, 34, Kat. Nr. 1.6.
- S. 25** Archiv Dirk Suckow.
- S. 26** (1) Illustriertes Sportblatt, 12.11.1927, 3. – (2) Foto: Marco Wolf.
- S. 27** (1) Ballesterer 99/2015, 24. – (2) Ballesterer 99/2015, 23.
- S. 28** Illustriertes Sportblatt, 20.8.1927, 1.
- S. 29** Renée Sintenis. *Das plastische Werk*. Hg. von Ursel BERGER. Berlin 2013, 12.
- S. 31** (1) <http://www.youtube.com/watch?v=CsMOAKOV96s>. – (2) © picture alliance/akg-images.
- S. 33** Wikimedia Commons.
- S. 34** Foto: Bettmann/Corbis.
- S. 35** <http://150.uaic.ro/personalitati/drept-vespasian-v-pella/>.
- S. 36** © Hypergio.
- S. 39** MAGOCSI, Paul Robert: *Historical Atlas of Central Europe*. London 2002, 191. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 40** © Stadtverwaltung Bolesławiec.
- S. 41** © wikimapia.org.
- S. 43** Foto: Arnold Bartetzky.
- S. 44** (1) litvinov.sator.eu. – (2) Foto: Arnold Bartetzky.
- S. 45–48** Fotos: Arnold Bartetzky.
- S. 50/51** © Reichsarchiv Stockholm. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 52/53** Fotos: Christian Ganzer.
- S. 55** Archiv Matteo Colombi.
- S. 57** Foto: Zsófia Turóczy.
- S. 59** Fotos: Tereza Krenová. Tschechische Nationalgalerie. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 60** Wiederabdruck aus Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 30.03.2016. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.
- S. 61** Wiederabdruck aus Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.09.2015. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.
- Umschlag** Foto: Arnold Bartetzky.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa	Jahresheft des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. (GWZO) an der Universität Leipzig
Herausgeber	Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gölz
Redaktion	Christine Gölz / Anne Schildt
Korrektorat	Madlen Benthin
Gestaltung	Plural Design Severin Wucher
Papier	GSO Perlweiß von Geese Papier
Herstellung	haustätter
Druck	vierC
Bezug	GWZO Leipzig Specks Hof, Reichsstraße 4–6 D-04109 Leipzig Telefon (0341) 9735560 Fax (0341) 9735569 gwzo@uni-leipzig.de www.uni-leipzig.de/gwzo
E-Mail	mitropa@uni-leipzig.de
ISSN	2191-1401



Redaktioneller Hinweis

Auf die Doppelnennung femininer und maskuliner Formen (z. B. Kolleginnen und Kollegen) als Form der sprachlichen Gleichstellung wurde aus sprachökonomischen und stilistischen Gründen verzichtet. Stattdessen haben wir uns für die Verwendung von Kurzformen im Plural entschieden (Mitarbeiter, Autoren, Kollegen, Wissenschaftler).



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN